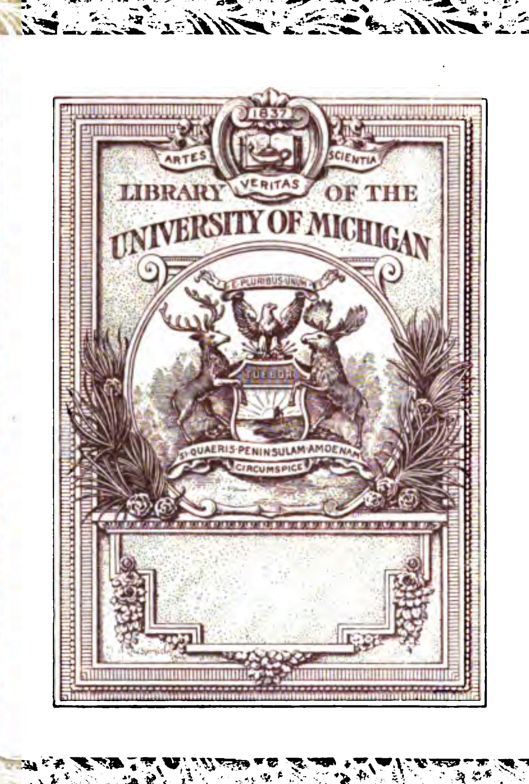
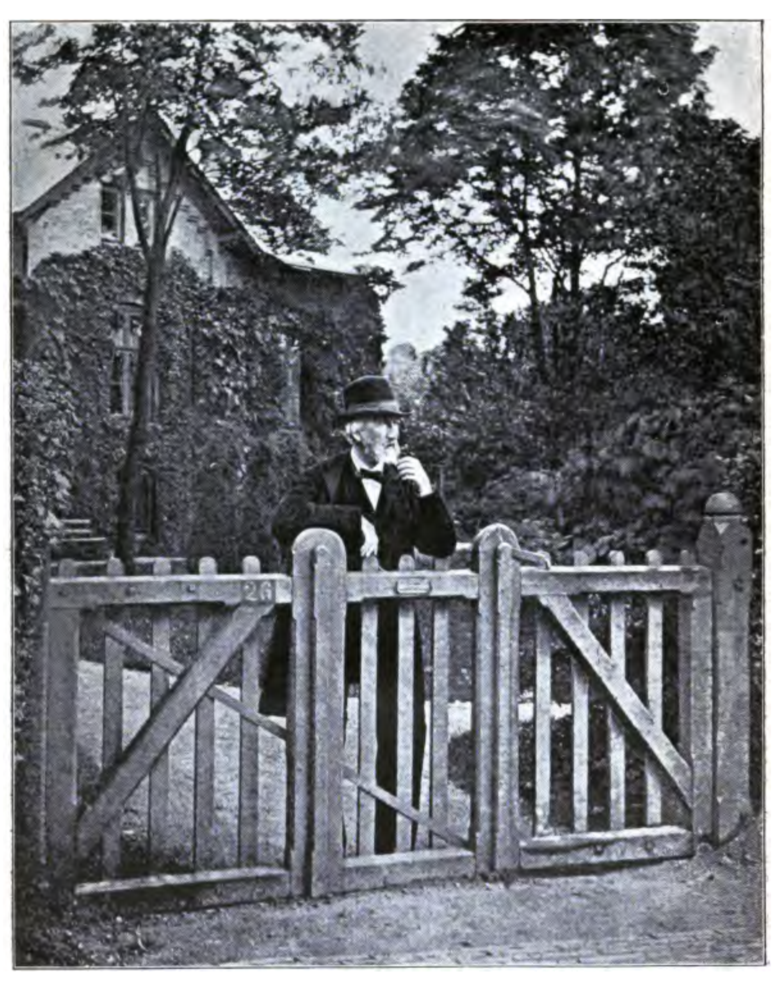

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



# Bartels, Klaus Groth.




18/19 *Min Port* 18/89

*Klaus Groth*

*Kiel 18/99*

Nord un Süd –
de Welt is wiet.
Ost un West –
to Hus is't best.

Klaus Groth.

# Klaus Groth.

---

## Zu seinem achtzigsten Geburtstage.

Von

**Adolf Bartels.**



Leipzig.
Eduard Avenarius.
1899.

Klaus Groth wird am 24. April d. J. achtzig Jahre alt. Sein Landsmann, Dithmarscher wie er, aber fast vierundvierzig Jahre jünger, betrachte ich es als einen der großen Glücksfälle meines Lebens, daß ich ihn, dessen Gedichte ich in früher Kindheit aus dem Munde meiner Mutter und meiner Spielgenossen vernahm, noch persönlich kennen lernen und in seinem Wohn- und Arbeitszimmer zu Kiel, der „Kajüte“, manches gute Wort von ihm über meine eigenen Bestrebungen hören durfte. Es ist also zunächst ein wahres Herzensbedürfnis, das mir die Feder zur Abfassung einer Schrift über Klaus Groth in die Hand drückt; ich möchte Zeugnis darüber ablegen, was mir seine Werke und der hinter ihnen stehende Mann sind, was ich ihnen verdanke. Aber als kritisch veranlagte Natur habe ich auch stets danach gerungen, Kopf und Herz im Gleichgewicht zu halten, mir

die Klarheit der Erkenntnis nicht durch die Zuneigung beeinträchtigen zu lassen, und so bin ich vielleicht imstande, zugleich eine verhältnismäßig unparteiische ästhetisch-litterarische Würdigung des Dichters Klaus Groth zu geben. Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen — in dem Lande dieses Dichters bin ich durch Geburt, Erziehung, mit dem Herzen zu hause, aber ich habe vieler andrer Dichter Lande kennen gelernt und erfahren, daß auch anderswo gut Hütten bauen ist. Wenn ich doch zu der Überzeugung gelangt bin, daß Klaus Groth in der deutschen Litteratur im allgemeinen noch nicht die Stellung zugewiesen erhalten hat, die er seiner Bedeutung nach verdient, so ist das bei mir, soweit ich mir bewußt bin wenigstens, kein Ausfluß eines Herzenswunsches, einer landsmännischen Vorliebe mehr, sondern das Ergebnis vergleichender Dichterstudien, ästhetischer Reflexion auf Grund des poetischen Verständnisses, das mir verliehen ist. Mein Urteil über Klaus Groth lautet kurz dahin, daß er, trotzdem er hauptsächlich in einem Dialekt gedichtet, doch nicht in die von unsern Litteratur-

historikern (allerdings nur aus Bequemlichkeitsgründen) geschaffene Kategorie der Dialektdichter gehört, sondern einer der großen deutschen Lyriker ist, daß sein „Quickborn“ als Gedichtsammlung in der deutschen Dichtung einzig dasteht, und daß auch seine größeren epischen Dichtungen und seine plattdeutschen Prosaerzählungen weit mehr Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, als sie bisher gefunden haben. Das hoffe ich durch eine nähere Betrachtung und sorgfältigere Untersuchung der Werke des Dichters wirklich darthun zu können.

---

# I.

Das kleine Land Dithmarschen an der Nordsee, zwischen Elbe- und Eidermündung, dem Klaus Groth entsprossen ist, ist durch seine große Geschichte jedem gebildeten Deutschen bekannt. Hier fast allein auf deutschem Boden hat sich die Entwicklung des Volkes frei und unbeeinflußt vom Fremden, man möchte fast sagen, folgerichtig vollzogen, hier hat sich die urgermanische Volksfreiheit durch die Jahrhunderte ungebrochen erhalten, ist imstande gewesen, den Adel zu unterdrücken, die Sklaverei spurlos verschwinden, den Bauern zum Herrn werden zu lassen, und hat politische und soziale Einrichtungen entwickelt, die das Dithmarschen wenigstens der Blütezeit im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert als einen kleinen republikanischen Musterstaat hinstellen. Ein sächsischer (nicht friesischer) Stamm, haben die Dithmarscher gleichsam die volle Erbschaft ihrer von Karl dem Großen unterworfenen

Blutsverwandten übernommen und sie bis in das Reformationszeitalter stetig gewahrt, trotz fortwährender Versuche, sie zu unterwerfen, trotz des ihnen durch die Natur noch auferlegten Kampfes mit dem ihre Küste bespülenden Meer. Man darf wohl sagen, gerade durch den Kampf sind sie groß geworden; weder die Grafen von Stade, noch Heinrich der Löwe, weder die Grafen von Holstein, noch die Könige von Dänemark, Waldemar der Sieger an der Spitze, haben sie dauernd zu unterwerfen vermocht. Mit der Schlacht von Bornhövede im Jahre 1227, in der sie durch ihren Abfall von dem Dänenkönig den Sieg der verbündeten deutschen Fürsten und Städte entscheiden und damit das Deutschtum der Länder an Ost- und Nordsee für alle Zeiten sichern, beginnt ihre Ruhmeszeit; mit der Schlacht bei Hemmingstedt im Jahre 1500, wo sie das größte Heer, das der europäische Norden je gesehen, die Macht der drei Königreiche der calmarischen Union und zweier deutscher Herzogtümer dazu, vernichten, erreicht sie ihren Höhepunkt; sechzig Jahre später, in der sogenannten letzten Fehde geht sie zu Grunde, aber nicht ruhmlos: die dreitausend Dithmarscher, die das Schlacht-

feld bei Heide bedecken, vererben ihren überlebenden Landsleuten zwar nicht die politische, aber die persönliche Freiheit mit einer ganzen Reihe von Privilegien, wie sie erst nach der französischen Revolution allgemeine Rechte der meisten Völker geworden sind. Ein stolzes Bauernvolk, das den Kopf hoch tragen durfte, sind die Dithmarscher in der Hauptsache auch nach der Unterwerfung unter Schleswig-Holstein-Dänemark geblieben, wenn sie nun auch zahlen mußten, herzogliche und königliche Beamte (allerdings Dithmarscher Herkunft) und sehr loyale Prediger hatten.

Wie alle Herrenrassen haben die freien Dithmarscher Bauern auf ihr gutes Blut viel gehalten, und noch in einem plattdeutschen Gedichte des Wesselburner Pfarrers Joachim Rachel, der um 1640 lebte, wird das Ideal eines Dithmarscher Freiers als „lang an Leden (Gliedern), rik an Gode und vom allerbesten Blode“ charakterisiert. Hat nun später auch eine stetige Einwanderung (von einer früheren friesischen sei abgesehen) in Dithmarschen stattgefunden, und zwar namentlich von Handwerkern in die größeren Orte, so vermochte doch der kräftige Stamm wenigstens bis in

die neueste Zeit die fremden Elemente, die aber größtenteils auch niedersächsischen Ursprungs waren, vollständig in sich aufzunehmen, und daher bestand ein starkes Besonderheitsgefühl, das sich oft genug gegen die nächsten Nachbarn, die Holsten, kehrte, bestand auch allgemein der Stolz auf die große Vergangenheit Dithmarschens. „Die Dithmarscher Geschichte, als Geschichte,“ schreibt Friedrich Hebbel, auch ein Dithmarscher, „lebt eigentlich nicht unter dem Volk, auch ist dies nicht wohl möglich, denn mit Ausnahme der großen Schlacht von Hemmingstedt bietet sie wenig Begebenheiten und gar keine Charaktere dar, um die sich als faßliche, in die Augen fallende Mittelpunkte das Übrige herumbewegte. Aber sie lebt als Sage, als unzusammenhängende und oft unverständliche Überlieferung, das Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Land, gegen mächtige Städte gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann.“ Die

Besonderheit der Dithmarscher empfanden auch ihre Nachbarn, wenn sie ins Land kamen. So berichtet der Holste Timm Kröger aus seiner Jugendzeit: „Die scharfen, zähen, hartknochigen Sachsengesichter und die dazu gehörigen weichen Sachsenherzen hörten auf; es begann das Land der starken, gut genährten, schönen Menschen des breiten Kinns. Die Trachten waren bei den Weibern farbenfroher, der ganze Mensch trat uns mehr als Persönlichkeit entgegen. Als Persönlichkeit, die ein herbes, hartes Gemüt haben konnte nnd jedenfalls einen klaren, durch Rührseligkeit nicht getrübten Blick besaß. Das harte, mit den dumpfen Tönen arbeitende niederdeutsche Platt meiner Heimat bereicherte sich mit weicheren, lebensfroheren Lauten." Das sagt der Nachbar, der vor allem das Unterscheidende sieht und zu Übertreibungen geneigt ist. Aber die entschiedene Stammesindividualität haben die Dithmarscher bis zur Mitte unseres Jahrhunderts sicherlich bewahrt.

Wie die Leute, ist auch das Land Dithmarschen eigenartig genug, das Land, das hier mit Recht erst nach den Leuten genannt wird; denn wenigstens zur Hälfte haben sich die Leute das Land selber

geschaffen. Nicht weniger grimmig und vielleicht auch nicht weniger opfervoll als der gegen die äußeren Feinde war der ununterbrochene Kampf der Dithmarscher gegen die Nordseewogen, gegen diese aber sind sie Sieger geblieben. Aus den von Wald, Moor und Heide umgebenen Dörfern der Geest des Landes sind schon in grauer Vorzeit die Dithmarscher Geschlechter ausgezogen und haben auf dem der Flut noch ausgesetzten grünen Vorland, Marsch genannt, Wurt auf Wurt gegründet, haben dann in einer schon historischen Zeit von Wurt zu Wurt den ragenden Deich geschlagen und auch später, bis in die Gegenwart, noch manch gutes Stück fruchtbarsten Landes dem Meere abgewonnen. So breitet sie sich nun zwischen der Geest, d. h. dem trocknen, hohen (Diluvial-) Land, und dem Meere aus, die Dithmarscher Marsch, „grün, so weit das Auge reicht, grüne Weiden, grünes Korn, grüne Gärten, grüne Bäume, weit umher verstreut, rund um die Bauernhöfe mit dem grün mit Moos bewachsenen Strohdach, alles schnurgerade, platt wie ein Tisch, durch schnurgerade blanke Wassergräben abgeteilt“ — so hat sie Klaus Groth selber geschildert. Bei weitem

nicht so reich und fruchtbar, aber schöner ist die Geest, trotz Heide, Moor und Sand; sie hat Hügel, sie hat Wälder, sie hat Bäche, eine artenreichere, wenn auch viel weniger üppige Vegetation, auch mehr „wilde“ Tiere und Vögel. Im ganzen bietet die Dithmarscher Geest das Bild der allgemeinen nordwestdeutschen, der niedersächsischen Landschaft, die Marsch findet man ähnlich an der Weser und in Holland wieder; eigentümlich ist Dithmarschen aber die innige Vereinigung von Geest und Marsch, die durch eine äußerst reiche Gliederung des Geestgrundstockes des Landes bewirkt ist, immer wieder aufs neue empfindet man den Reiz des oft jähen, oft allmählichen Übergangs aus der einen in die andere Welt. Und dann schwebt der historische Duft über hundert Stätten des Landes.

Nach seiner Unterwerfung hat Dithmarschen, obwohl es vom dreißigjährigen wie vom nordischen Kriege hart mitgenommen wurde, im ganzen ein Stillleben geführt. Wohl fließen Kulturwellen ins Land hinein, aber ein regeres geistiges Leben kann dort nicht entstehen, die Gebildeten sind doch wenig zahlreich, das Volk hat an Bibel, Gesangbuch, einer

alten Chronik und etwa noch einem alten Rechenbuch der Bildungsmittel gerade genug, obschon doch auch der Bauer, der die Meldorfer Gelehrtenschule besucht hat und Virgils Georgika hinter dem Pfluge lesen kann, nie ganz ausstirbt. Dennoch führt der kleine Stamm, wie alle gesunden und kräftigen Stämme, seinen Talentbeitrag an das große deutsche Volk regelmäßig ab. Es giebt manche Kirchenliederdichter und ihrer Zeit berühmte Theologen aus Dithmarschen, von den Lokalgrößen ganz abgesehen. Dauernd bekannt ist zuerst der opitzianische Satiriker Samuel Rachel geblieben, der zu Lunden geboren wurde und auch eine Zeit lang in seiner Heimat als Rektor im Amte stand. Meldorf, die alte Landeshauptstadt Dithmarschens, gebar aus alter berühmter Familie den Hainbunddichter Christian Heinrich Boie, der wohl kein großer Poet, aber ein treuer Freund Bürgers und Herausgeber des wichtigen „deutschen Museums“ wurde. Er lebte später als Landvogt in seiner Heimat und sah den kleinen Barthold Georg Niebuhr, den Sohn des Reisenden Carsten Niebuhr, aufwachsen, während gleichzeitig der bei Marne gebürtige Klaus Harms, der spätere berühmte Theologe,

eine Dithmarscher Kernnatur, aus einem Müllerburschen ein Student ward. Etwa dreißig Jahre später, in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, standen sich zu Heide oder Wesselburen die beiden Persönlichkeiten zum ersten und letzten Male gegenüber, auf denen der poetische Ruhm des heutigen Dithmarschens vor allem beruht, beide damals noch gänzlich unberühmte Kirchspielvogtschreiber, der eine einundzwanzig-, der andere fünfzehnjährig: Friedrich Hebbel aus Wesselburen, geboren im Jahre 1813, und Klaus Groth aus Heide, geboren im Jahre 1819. Sie verkörpern, jeder in seiner Art, das Dithmarscher Volkstum.

---

## II.

Das Dithmarscher Stillleben war durch die Befreiungskriege, in denen Dänemark bekanntlich auf Seiten Frankreichs stand und Schleswig-Holstein infolge dessen einen Einbruch der Schweden und Russen zu erdulden hatte, noch einmal unterbrochen worden; dann setzte es sich bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, wo

die politischen Kämpfe zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark begannen, in alter Weise fort. Klaus Groth, dessen Jugend in die auch für das übrige Deutschland ziemlich stille Zeit fällt, hat es vortrefflich geschildert: „Die Unruhe war immer draußen. Wir lasen von dem Lärm unten in der Türkei oder oben in Spanien ebenso, wie wir von dem Vesuv erzählten, der nun wieder Feuer speie, daß es auf Häuser und Dörfer niederregne. Bei uns hatten wir weder feuerspeiende Berge, noch Krieg und Kriegsgeschrei. Wer sollte es anfangen? Kein Mensch, den wir kannten. Napoleon war tot und lag still begraben auf seiner einsamen Insel, der kam nicht wieder, und in Paris hatten sie einen Bürgerkönig, ähnlich wie wir einen Bürger-Deputierten. Es war auch vorbei mit den Revolutionen seit dem nassen Sommer 1830, wo es bei uns regnete, daß man kaum einmal unseres Herrgotts liebes Korn einbringen konnte und mancher Morgen Weizen auf dem Halm auswuchs, ein schauerlicher Sommer! Nein, der Mann sah nicht danach aus, daß er etwas anfangen werde wie Bonaparte und seine Generale, die immer wie auf dem Theater gingen, Pelzmäntel um bei den Pyramiden. Er

glich mit seinem Haarschopf mehr einem Frankfurter Friseur oder einem Hamburger Bankier. Der würde es nicht thun. Wir hatten überhaupt nichts mehr erlebt, seit General Chassee Antwerpen belagert hatte, und die neue Art Riesenmörser Bomben von tausend Pfund ins Süderteil („Süderdeel“, volksetymologisch für Citadelle) schmiß, die durch die Kasematten fielen und dröhnten, daß den Kanonieren das Blut aus den Ohren lief. Das war das letzte, was wir noch lebendig aus den Avisen (Zeitungen) gelesen hatten, wir, die wir nicht gerade zu den Ältesten gehörten. Übrigens also auch, wie alles andere, weit weg und lange her und bloß etwas, darüber zu plaudern. Einen wirklichen Soldaten — nicht aus Blei und nicht auf einem Ruppinschen Bilderbogen — hatte manch einer von den Jüngern in seinem Leben nicht gesehen, es sollte denn sein, daß ein Dorfsjunge, der in Kopenhagen bei der Garde stand, so viel von einem Narren in sich gefressen hatte, daß er mal nach Hause kam in dem roten Rock mit Schwalbenschwanz und ein Käsemesser an der Seite, um sich zu zeigen. Dann konnte er aber auch sicher sein, daß die Kinder in Todes-

angst schreiend vor ihm wegliefen, selbst die, die zur Not dem Schornsteinfeger Guten Tag sagten, und die Frauenzimmer flüchteten hinter die Thür, um zu beobachten, wo der Mann hinsteuere; denn ein roter Rock brachte nichts Gutes, wo er hinkam, Vogtsdiener und Stockmeister waren die einzigen, die ihn trugen, freilich einen langen — bis es sich aufklärte: es sei Geesche Wolds närrischer Bengel, der auch was besseres thun könne, als „Schönhose“ zu spielen, sollte lieber der Alten seine paar Schillinge schicken, wenn er welche übrig hatte. — Also, wer sollte bei uns das Feuer anzünden? Denn unsere Könige konnten auch keine Leute bange machen, wenn man mal einen sah. Die liefen eben so wie wir nach den Schulen und in die Kirche, höchstens auch noch nach dem Stockhaus (Gefängnis), was wir lieber bleiben ließen. Dafür interessierten sie sich und wir mit ihnen. Der alte Friedrich mit dem schmalen Gesicht und dem schneeweißen Haar, das früher mal flachsgelb gewesen war, wie man noch sah, lief wie eine Bekassine (plattdeutsch „Tüt“) sogar auf den Dörfern mir nichts dir nichts von seinem Wagen aus auf das Haus zu mit den zwei Schornsteinen

und den vielen Fenstern, was immer das Schulhaus bedeutete, und sein ganzer Trupp von dicken Herren im Trab hinterher, als liefen sie vorm Regen in die Scheune. Er kam immer zu früh. Der dicke Christian der Achte kam immer zu spät. So wechselte es bei uns ab. Doch konnten wir es wohl leiden. Unsere Schulmeister kamen in Trab, unsere Schulhäuser in Staat, unsere Schulen in Schwung. Wir redeten mit von der Methode und dem „wechselseitigen Unterricht“, wobei es soldatisch herging und unsere Bübchen „Gehilfen“ wurden. Die Präceptoren (Persepters) vom Lande mußten nach Heide und nach Meldorf, die Kunst nachzulernen und lange Register zu führen mit vielen Linien, roten und blauen, in die Länge und in die Quere, die Schulstuben mußten danach gebaut, die Tische danach eingerichtet werden. Die Jungen wurden numeriert, was manch einen ärgerte, der einen guten Namen hatte, und kleine Leute (Leute aus dem niederen Volke) freute, daß ihre ebenso gut seien. So liefen wir denn nach den Schulprüfungen wie nach einer Parade und freuten uns so gut an dem Lehrer und dem Pastor, der ihm die Lobrede hielt, wie

an unserer Jungen Antworten. Denn wir hatten ihn selbst gewählt, den Priester und den Präceptor, es ging unserer Ehre nahe, wenn sie sich auszeichneten: Wir wußten den Unterschied zwischen einem Autodidakten und einem Seminaristen und zwischen einem Kandidaten mit dem dritten Charakter „nicht ohne Bedenken“ bis hinauf zu dem mit dem ersten cum laude oder „in Ermangelung eines bessern“. . . . Und wenn wir uns Sonntags nach der Predigt im Krug gestritten hatten, ob es nach Klaus Harms' Ansicht sei oder nicht, was uns der Kandidat gepredigt, den zu hören wir eine Meile Wegs gelaufen, so kam der vielleicht nachher bei einer Kindtaufe mitten zwischen uns und erzählte uns, wie es in der Welt aussähe, so weit wir's nicht aus dem Itzehoer Wochenblatte und dem Altonaer Merkur gelesen hatten. So war die Zeit. Eine schöne Zeit! Wir lebten in einer Ruhe, als läge die Welt im Mittagsschlummer, und an Aufstehen wäre nicht zu denken als zu einer ruhigen Vesperzeit.“

Es war in der That eine schöne, eine glückliche Zeit — auch wer zum laudator temporis

acti keinen Beruf in sich verspürt, muß es zugeben. Mochte man sich um die Welt draußen möglichst wenig kümmern, sein eigenes Leben lebte man doch mit vollem Behagen aus, ohne die moderne Hast und Unruhe, aber darum doch keineswegs in Schlaf und Traum, vielmehr sehr frisch und sehr munter, man kann sagen, auch individueller als heute; denn noch war die moderne Gleichförmigkeit nicht über die Menschheit herabgesunken. Eben diese Zeit ist es, die zuletzt ein eigentümliches Volksleben sah, wenigstens in Dithmarschen; noch dauerten Reste der alten Tracht, noch waren die alten Sitten im ganzen ungebrochen, die alte Sage, der alte Aberglaube lebendig, noch gab es wahrhafte Volksfeste, noch zwanglose Zusammenkünfte von Jung und Alt in den Privat- statt in den Wirtshäusern, noch war die große Lohdiele der beliebteste Tanzplatz. Vor allem aber, der Sinn der Leute war noch nicht unruhig geworden, die Sorge noch nicht allzugroß, das Heimatgefühl war noch unglaublich stark, der soziale Ehrgeiz fehlte oder fand sich doch höchstens bei den Honoratioren. Vom großen deutschen Vaterlande wußte man in dieser Zeit in Dith-

marschen noch nicht viel, von Dänemark hielt man wenig, man führte eben seine Dithmarscher Sonderexistenz und fühlte sich wohl dabei. Langsam drang freilich, wie es auch die angeführte Schilderung Klaus Groths ergiebt, die Bildung ins Land, poetische Gemüter lernten es in diesen Tagen, sich an Goethe und Schiller zu entzücken, aber nichts kam gewaltsam, nichts beirrte und verwirrte die Leute; sie standen mit festen Füßen auf ihrer Heimaterde, und sehr viele wuchsen zu homines sui generis oder auch zu Originalen und Sonderlingen empor. Abseits lag das Ländchen freilich, eng war die Welt seiner Bewohner, und es ist wohl zu begreifen, daß der Genius eines Friedrich Hebbel, dem dazu noch unglückliche Verhältnisse die Jugend geraubt hatten, hinausstrebte. Wer aber eine Jugend gehabt wie Klaus Groth, der konnte von dieser Heimat nicht loskommen sein Leben lang.

---

## III.

Klaus Groth ist ein Heider. Die jetzige Stadt Heide, zur Zeit der Jugend des Dichters noch

ein Flecken von vier-, fünftausend Einwohnern, ist seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo sie auf der Roestorper Heide (daher noch die Heide im Volksmunde) mit dem großen, der Dithmarscher Volksversammlung dienenden Marktplatze gegründet wurde, der Mittelpunkt des dithmarsischen Verkehrslebens, und davon hat der Charakter ihrer Einwohnerschaft, die zu einem großen Teil sicher von auswärts eingewandert ist, sein Gepräge erhalten. Der Heider ist strebsam, geschäftsgewandt, schlau, sehr beredt, meist ohne höhere Interessen und nicht allzu gemütvoll, aber er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, viel gesunden Menschenverstand und schlagenden Witz, kurz, er ist der Berliner Dithmarschens und erfreut sich auch ähnlicher Wertschätzung bei seinen Landsleuten, wie der Reichshauptstädter bei den übrigen Deutschen. Heider Viehhändler, Krämer aller Art, Schuster waren allezeit auf allen Märkten Dithmarschens zu finden, und es gewährt noch heute einen fast dramatischen Genuß, namentlich die ersteren im Verkehr mit dem Landvolk zu beobachten, ihre in bestimmter Richtung sehr reich ausgebildete Sprache zu vernehmen. Mit dem echten Heider Jungen

hatte Klaus Groth nun freilich nichts gemein, erst sein Großvater war aus dem kleinen norderdithmarsischen Dorfe Högen eingewandert, und es hatte sich in der Familie das tiefere Gemütsleben erhalten, das den niedersächsischen Dithmarschern so wenig fehlt wie den niedersächsischen Holsten, wenn es sich auch vielleicht spärlicher verrät. Daß aber das Aufwachsen unter einer so emsigen, scharfäugigen und niemals ein Blatt vor den Mund nehmenden Bevölkerung, wie es die Heides ist, Klaus Groths Entwicklung vielfach beeinflußte, braucht nicht des näheren auseinandergesetzt zu werden.

Das Geburtshaus des Dichters steht noch auf der sogenannten Lütjenheide (Kleinheide), dem südöstlichen, schon mehr dörflichen Teile des Orts, unfern des Hauses, aus dem der Vater von Johannes Brahms, in dem man auch die Dithmarscher Natur nicht verkennen kann, in die Welt gezogen ist. Der Vater Klaus Groths war Müller, betrieb zuerst einen Milch- und Mehlhandel — ersterer setzte Landwirtschaft voraus — und erwarb erst später eine Mühle. Die Mutter des Dichters starb früh. Er ist, ganz ungleich Hebbel,

in behäbigen Verhältnissen aufgewachsen. „Nächst der reichen Peters und dem alten Müller Sootmann waren wir die ansehnlichsten Leute auf Kleinheide. Wir hatten Land und Kühe, Garten und Obst, Hühner, Enten und Tauben. Was wir aßen, bauten wir selbst, Torf gruben wir auf unserm eigenen Moor. Als Bürgersleute hatten wir Überfluß. Ich habe noch selten in meinem Leben so schöne süße und saure Milch, selbstgemachte Butter, Erbsen und Bohnen aus dem Garten, Kartoffeln aus eigenem Land, Äpfel und Birnen, Pflaumen, Kirschen und Stachelbeeren gegessen oder Rosen und Aurikeln gerochen wie damals.“ Aber des Dichters Familie stand ganz im Volke, er wurzelt mit allen Fasern seines Wesens darin. Dem Honoratiorentum, das, wie in ganz Schleswig-Holstein, auch in Dithmarschen nach und nach zur vollen Ausbildung gelangt und vom Volke gleichsam durch eine unsichtbare Mauer getrennt war, hat er sein ganzes Leben lang fremd, wenn auch nicht feindlich gegenübergestanden. Bekanntlich entstammt ihm der dritte der großen schleswig-holsteinischen Dichter unseres Jahrhunderts, Theodor Storm — man merkt's auch seiner Poesie an.

Friedrich Hebbel unten, der Proletariersohn, Theodor Storm, der Patriciersohn, oben, Klaus Groth in der glücklichen Mitte, so sind die drei Dichter aufgewachsen, und Klaus Groth ist, wie nicht anders zu erwarten, der gesundeste, natürlichste und volkstümlichste geworden. Er kennt das Volk, er schätzt und liebt es, mehr, er weiß, daß er zu ihm gehört, und will auch nicht drüber hinaus. Das Volk ist nicht die ungebildete, am Boden klebende Masse, als die es der deutsche Bildungsmensch ansieht: „Mein Großvater hat beim Torfstechen und Heumachen," so erzählt der Dichter, „mit seinem Sohn und diesem oder jenem Arbeitsmann, den wir hielten, über Tod und Leben gesprochen — und ich hörte zu — und ich muß sagen, viel Besseres habe ich nachher darüber auch nicht in all meinen Büchern gefunden, mochten sie sogar von Schopenhauer oder Strauß geschrieben sein." Und an anderer Stelle: „Fast keinen Mittag saßen wir, damals vier große Brüder und eine Schwester, bei dem Alten am Tisch, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menschen, lebensvolle Mitteilungen aller Art unsere Mahlzeit zu einem Feste machten. Ich habe nie-

mals wieder so klare, gesunde Urteile über Leute, so tiefe Blicke in ihr Treiben und Denken aussprechen hören wie damals. Ich habe gefunden, daß größere wissenschaftliche Bildung durchschnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt, eine Menge Vorurteile entstehen läßt, namentlich den Stolz, der immer gleich mit den Dingen fertig ist, eine Überschätzung der Formen des Ausdrucks und Verkehrs, die darüber den Gehalt vergißt.“ Ach Gott, wie unendlich viel weiter hat sich der Abgrund zwischen Volk und Gebildeten seit den Jugendtagen Klaus Groths aufgethan.

Außer Klaus Groths Verhältnis zum Volke ist das zur Natur seiner Heimat für das Verständnis seiner Dichtung wichtig. Heide liegt noch auf der Geest, aber die Marsch ist nahe; beider Reiz und den Reiz ihres Zusammenwirkens hat der Dichter früh erfaßt. Er mußte als Knabe, sobald er die Hände rühren gelernt hatte, mit hinaus zu den Kühen, zum Heuen und Torfmachen, und nichts verbindet mehr mit der Natur, als die Arbeit in ihr. Er durfte dann, als er größer geworden, Fahrten zu Verwandten auf der Geest und in der Marsch unternehmen, und namentlich

der Weg nach Tellingstedt, über Heide, durch Wald und Moor, an Hügeln vorbei, von denen man ein gut Teil Dithmarschens überblicken konnte, und der Aufenthalt in diesem Dorfe mit seinem großen Mühlenteiche sind Hauptstücke seines Kindheitsidylls geworden. In späteren Tagen hat er die heimische Natur dann auch bewußt studiert, ihrer Flora vor allem die höchste Aufmerksamkeit zugewandt. Dem Stifterschen Naturquietismus, dem sich Storm gelegentlich nähert, ist er aber immer fern geblieben, auch hier hält er wieder die glückliche Mitte — Hebbel, der Sohn der formenarmen Marsch, hatte kaum ein näheres Verhältnis zur Natur —, er sieht die realen Dinge mit ihrer natürlichen Stimmung, trägt aber nie rein individuelle Stimmung in sie hinein. Ich kenne wenig Dichter, deren Verhältnis zur Natur trotz aller Liebe so gesund und natürlich geblieben wäre.

Es ist das Leben, das Klaus Groth das meiste gegeben hat, die Schule kam daneben zunächst wenig in Betracht. Heide hatte keine höhere, nur eine Volksschule, und diese hat der Dichter im Sommer nicht einmal regelmäßig besucht. Aber

das Lernen ward ihm leicht, und als er vierzehn Jahre alt war, da erklärte der Rektor, daß er dem begabten Schüler in der Gemeinschaft der anderen nichts mehr beibringen könnte, wie ihn auch der Pastor vom Konfirmandenunterricht dispensierte. Was nun? Die Sehnsucht nach den Büchern war groß, aber der Ehrgeiz, zu studieren und studieren zu lassen, noch nicht entwickelt in Dithmarschen; man that den Jungen also, freilich nicht der Not gehorchend, wie einst Hebbels arme Mutter, zum Kirchspielvogt von Heide als Schreiber. Hier fand der heranwachsende Jüngling, was er zunächst begehrte, Bücher und Zeit, sie zu lesen, fand vor allem einen Goethe, damals noch etwas sehr Seltenes in Dithmarschen. Und während das Heider Leben mit seinem regen Marktverkehr, mit den gelegentlichen großen Ereignissen wie dem Eintreffen einer Schauspielergesellschaft, ihn noch drei Jahre lang weiter umfloß, drang der Jüngling langsam in die Welt der Bildung ein. Mit achtzehn Jahren bezog er, nachdem sein Wunsch, zu studieren, allgewaltig geworden, das Schullehrerseminar in Tondern — für Gymnasium und Universität reichten doch des Vaters Mittel nicht, man glaubte auch wohl, daß es schon zu spät sei.

## IV.

Wie Klaus Groth Dichter geworden, ist eine sehr besondere Geschichte, der aus hundert Dichterbiographien bekannte Entwicklungsgang ist der seinige eben nicht gewesen. Die stärksten poetischen Eindrücke hat er, eigenem Zeugnis nach, in seiner Kindheit durch die deutschen Volkslieder gehabt, wohl verstanden, durch die hochdeutschen; denn niederdeutsche waren damals nur mehr in Bruchstücken im Volksmunde. Das bekannte Wort „Holsatia non cantat" hat für Dithmarschen nie gegolten, wie es denn wohl überhaupt nur eine unberechtigte Übertragung des eher berechtigten „Frisia non cantat" auf ein anderes Land ist; so viel Volkslieder hörte Klaus Groth in seiner Jugend singen, daß ihm später, als er an die Volksliedsammlungen kam, dort nur sehr weniges unbekannt war. Einmal hat er, wie er erzählt, und zwar als Zwölfjähriger, ein hochdeutsches Lied ins Plattdeutsche übertragen und von einem Genossen singen lassen, was wenigstens als Beweis dafür gelten mag, daß ihm das Plattdeutsche immer die Herzens-, die natürliche Sprache war. Als Schreiber hat er dann hochdeutsch gedichtet,

und seinen Freunden haben seine Produkte so gut gefallen, daß sie ihm empfahlen, sie, wie es Hebbel gethan hat, in die Wochenblätter zu geben. Klaus Groth hat es aber nicht gethan, vielmehr — und das ist das Merkwürdige in seiner dichterischen Entwicklung — der Poesie für ein volles Jahrzehnt Valet gegeben, „um erst etwas Ordentliches zu lernen“. Man darf die Entwicklung eines Dichters andern nicht als Muster vorhalten, aber, Herrgott, welch ein Segen für das deutsche Volk wäre es, wenn alle seine Talente einen ähnlichen Entschluß fassen und so treu an ihm festhalten würden, wie es Klaus Groth gethan hat.

Er hat in der That etwas Ordentliches gelernt. Schon als Schreiber hatte er mit Französisch und Englisch den Anfang gemacht, auf dem Seminar, das ihm als Bildungsquelle natürlich nicht Genüge that, kam das Latein hinzu, mit dem Griechischen wurde wenigstens ein Versuch gemacht, Dänisch und Schwedisch, später auch Italienisch, vor allem Altdeutsch und Altnordisch schlossen sich an. Und die Sprachstudien wurden nicht etwa bloß praktisch betrieben, Sprachgeschichte und Sprachphilosophie standen dem jungen Manne

von vornherein im Mittelpunkte. Neben den Sprachen liebte Klaus Groth vor allem Mathematik und Naturwissenschaften, und auch in diesen hat er es so weit gebracht, daß er astronomische Rechnungen übernehmen und Physiologie der Organismen studieren konnte, daß ihm die gesamte Flora des Nordens bekannt war. Recht in die Blüte schossen all diese Studien freilich erst, als der Dichter sein Seminarexamen bestanden hatte und Mädchenlehrer in seinem Heimatorte geworden war. Es war eine seltsame Erscheinung, dieser Heider Schulmeister, der mit Hilfe neuer pädagogischer Methoden seine Schülerinnen viel weiter brachte, als sie eigentlich kommen sollten, der im Heider Bürgerverein naturwissenschaftliche Vorträge hielt, botanische Exkursionen unternahm, das eifrigste Mitglied des Gesangvereins war und dann noch die Nächte verstudierte — die akademisch gebildeten Honoratioren von Heide schüttelten die weisen Köpfe über ihn und wunderten sich, daß der Pastor Krogmann und der Landvogt Boysen doch etwas auf ihn gaben. Nun, sie behielten wie immer recht, es ging wirklich nicht mit diesem Schulmeister, er nahm im Sommer 1847 seine Entlassung, seine

körperliche Kraft war zu Ende. Und dann verschwand er, fünf Jahre lang. Als er wieder auftauchte, war er der Verfasser des „Quickborns“.

„Der Dichter hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als sich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen,“ sagt Hebbel einmal, und er hat dabei direkt die Wissenschaft im Auge. Ein andermal meint er, daß man den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen. Diese beiden Sätze erklären uns einigermaßen, wie Klaus Groth sich mit seinen Studien scheinbar von der Poesie weit abwenden und doch ein bedeutender Dichter werden konnte. Wenn Müllenhoff in der Einleitung von 1856 zum „Quickborn“ freilich erklärt, daß, was Klaus Groth als Dichter geleistet, nur durch seine wissenschaftliche Ausbildung möglich gewesen sei, so ist er auf einem der Irrwege, auf denen sich die Herren Philologen, wenn sie über Dichter sprechen, so oft befinden: Klaus Groth ward ein ganzer, reifer Mann durch seine Studien, und eine Leistung wie der „Quickborn“ erforderten in der That einen solchen, aber das poetische Leben des Werks, das, worauf es ankommt, quoll ihm doch

aus seinem Talent und seinem Jugendleben zu, unmittelbaren Anteil daran hatte der Naturwissenschaftler nicht, nicht einmal der Sprachforscher. Gewiß war der Weg, den Klaus Groth ging, für ihn der richtige, aber man glaube doch nur nicht, als ob er seine Gedichte durch diesen Weg, gleichsam als Lohn dafür, erworben habe; die fielen ihm dennoch, als er am Ziel war, wie reife Äpfel in den Schoß. Der Dichter selber hat allerdings auch von der Schwierigkeit seines Weges und, daß er oft der Verzweiflung nahe gewesen sei, geredet, aber da hat er sicher nicht an die Schwierigkeit seiner wissenschaftlichen Studien gedacht, nicht einmal an die seiner sprachlichen Studien, die ihn mit der Dichtung, welche er etwa als Vorbild gebrauchen konnte, vertraut gemacht hatten; die Schwierigkeit für ihn bestand darin, einen poetisch bisher kaum verwendeten Dialekt zu wahrhaft poetischem Leben zu erwecken, sich das Instrument seiner dichterischen Sprache, und zwar einer vollwertigen Sprache, zu erbauen. Das war eine ungeheuere Aufgabe, Studien, wie andere Dichter es in ähnlichem Falle gemacht, konnten dabei helfen, aber die Aufgabe

war nicht wissenschaftlicher, sondern wesentlich poetisch-technischer Natur, dies freilich im höchsten Sinne. Und eben darum war die Aufgabe so ungeheuer, weil ein Mann zu leisten hatte, was sonst in der Regel eine ganze poetische Entwicklung oder doch eine ganze begeisterte Generation junger Talente leistet.

Was Klaus Groth auf die Idee brachte, den Schatz, der in der niederdeutschen Sprache verborgen lag und verloren zu gehen drohte, durch ein Kunstwerk, durch Gedichte zu retten, hat er selber nicht bestimmt angeben können. Solche Ideen werden eben und wachsen dann unwiderstehlich. Was von plattdeutscher Dichtung bis in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts da war, konnte Klaus Groth gar nichts helfen auf seinem Wege, es war eben „platt", d. h. gemein, und niemand glaubte, daß das Plattdeutsche anders als zu derbkomischen oder parodistischen Sachen zu gebrauchen sei. Da lernte der Dichter bei seinem Freunde, dem Pastor Markus Petersen in Tellingstedt Hebels „Alemannische Gedichte" kennen, las sich „redig dun" (fast betrunken) daran, und nun war „sein Los beschlossen", d. h.

die Gewißheit da, daß die Idee Wirklichkeit werden könne. Freilich, lernen konnte der Dithmarscher von dem Alemannen sehr wenig, „Die Alemannen erscheinen uns bei Hebel als Kinder“ hat er später sehr richtig gesagt. Mehr nützte ihm Robert Burns — die Schotten und Dithmarscher haben Verwandtschaft, kehrt doch, um hier nur Äußerliches zu nennen, etwas wie das Clanwesen der Schotten, selbst der Wald von Dunsinan in Dithmarschen wieder. Aber die Hauptarbeit mußte Klaus Groth doch selber thun — und selbst die Freunde zweifelten: „Das können Sie nicht, dazu sind Sie zu gelehrt, zu voll von Sprachkunst, nicht einfältig genug.“ Daß, wenn der Dichter nur recht tief heraufholt, all der Ballast abfällt, das wissen die Freunde, die nicht Dichter sind, freilich nicht. Ich will hier die poetisch-technische Arbeit, die Klaus Groth zu leisten hatte, nicht näher charakterisieren, will nur kurz erwähnen, daß mit ihr, wie natürlich, das ästhetische Reifen, die Erkenntnis dessen, was ein Gedicht sei, Hand in Hand ging — genug, die Zeit kam, wo die Äpfel reif wurden.

Der Dichter hatte sich nach Aufgabe seines Schulamts zu seinem Freunde, dem Organisten

und Lehrer Leonhard Selle in Landkirchen auf der Insel Fehmarn geflüchtet. Sein Gesundheitszustand wurde nicht besser — natürlich nicht, denn er studierte immer weiter und hat auf Fehmarn so viel zusammengelesen, „daß es wohl vier Pferde nicht ziehen könnten“. Aber während das Kriegsgewitter der Erhebungsjahre über Schleswig-Holstein stand, schuf Klaus Groth nun auch Gedicht über Gedicht, oft drei an einem Tage. „Je drückender das körperliche Leiden auf ihm lastete, desto sonniger und farbenreicher erschienen ihm nun die Tage seiner Kindheit. Die Sehnsucht, kann man sagen, hat den ‚Quickborn‘ gedichtet,“ schreibt Müllenhoff. Damit trifft er wohl das Richtige, sie war wohl das treibende menschliche Motiv. Und ebenso kann man zustimmen, wenn der gelehrte Germanist den „Quickborn“ „die reife Frucht eines durch das angestrengteste Streben in sich vollendeten und gebildeten Geistes“ nennt. Er hätte nur noch hinzufügen sollen „dichterischen Geistes“, denn die wissenschaftliche Thätigkeit, die Klaus Groth „die ganze Strenge der Forderung des Objekts kennen gelehrt hatte“, kam beim Schaffen selbst doch wohl schwerlich in

Betracht, und der Dichter schuf seine Verse auch kaum, um, wie Müllenhoff so schön sagt, „jener Forderung in der Poesie im freiesten Spiele mit dem Stoffe zu genügen“. Ich denke, er schuf, weil er mußte, und er brachte Vollendetes zu stande, nicht, weil er partout wollte, sondern weil er reif geworden war*). Klaus Harms und

*) In einem mir soeben bekannt werdenden neuen Aufsatze Klaus Groths „Wie mein Quickborn entstand“, Deutsche Revue, Februar und März 1899, finde ich die Bestätigung meiner Auffassung: „Der Quickborn ist natürlich nicht als Buch erdacht und geschrieben, etwa wie „Ut de Franzosentid“, er ist eine Sammlung von Gedichten, allmählich entstanden im Laufe von Jahren, endlich zusammengestellt und auf gewisse Art abgerundet. Meine vorbereitenden Studien haben nur dadurch ihren Wert, daß sie mir die Bahn reinigten und das Ziel sicher treffen lehrten. Denn warum waren meine Vorgänger falsch gegangen und ohne Wirkung vergessen? Was ich nicht machen mußte, mußte ich vor allen Dingen wissen. Ob dann noch ein Weg übrig blieb, das mußte sich finden. Gesucht werden mußten all die verschiedenen Töne, die ich, der erste, in plattdeutscher Sprache angeschlagen habe; ob dichterische Kraft vorhanden war, frisch und frei in ihnen zu singen, das ist eine vom Wissen und Studium ganz unabhängige Sache. Gebraucht waren diese Töne nie; Rhythmus, Reim, Wort- und Taktregister, Bilder lagen nicht gedruckt vor, wie in hochdeutscher Poesie. Sie mußten alle mündlich er-

Gervinus lernten die Gedichte im Manuskript kennen, für die nach langer Überlegung der Titel „Quickborn" (frischer Brunnen, Jungbrunnen) gewählt wurde. Anfang November 1852 erschienen sie bei Mauke in Hamburg.

---

## V.

„Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten Dithmarscher Mundart" lautete der volle Titel der Gedichtsammlung. Sie wurde geradezu begeistert aufgenommen, wozu auch die Zeitumstände, die eben neu etablierte Dänenwirtschaft in Schleswig-Holstein beitrugen. „Zündend schlugen die Dichtungen in alle Herzen," schreibt ein Zeitgenosse, „bei Bürger und Bauer, bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Kindern und Erwachsenen, überall fanden sie Widerhall, und begeistert jauchzte das Volk, für das er gerungen, seinem Dichter Beifall zu, der über Land und

---

horcht, dem Volke, alten Reimen abgelauscht werden." Müllenhoff in der „Einleitung" nimmt alles viel zu abstrakt und wirft den Werdeprozeß des dichterischen Individuums und den eigentlichen dichterischen Schöpfungsprozeß durch einander.

Leute und die traurige Wirklichkeit die Zauber seiner Poesie ausgegossen." Auch im überelbischen Deutschland ward unzweifelhaft der Erfolg mit dadurch bestimmt, daß das Buch aus dem Lande des verratenen Bruderstamms kam. Doch hätte, darüber soll man sich nicht täuschen, der „Quickborn" unter allen Umständen seinen Weg gemacht; wenn je eine lyrische Sammlung eine That war, so war es diese. Nicht nur, daß der Dichter, wie er sich vorgenommen, die Ehre der plattdeutschen Sprache gerettet, d. h. erwiesen hatte, daß sie keineswegs die zum Untergang bestimmte rohe Mundart des „gemeinen" Volkes, sondern die Herzenssprache eines guten Teiles des deutschen Volkes, und nicht des schlechtesten, und zum Ausdrücken eines reichen Gemütslebens nicht nur befähigt, sondern für die niederdeutsche Menschheit geradezu berufen sei, er hatte auch eine neue poetische Welt entdeckt: Zum erstenmal wurde den Niederdeutschen selbst bewußt, wie unendlich reich ihr Leben und die Natur ihrer Heimat an poetischen Elementen sei, zum erstenmale merkten dies auch die Oberdeutschen, die das Flachland an Weser, Elbe und Eider trotz Immermanns „Ober-

hof" und den Gedichten der Droste-Hülshoff immer für einen poesieverlassenen Winkel, seine Bewohner für plump und nüchtern gehalten hatten und in diesem Glauben von den Gebildeten dieser nordischen Striche selbst bestärkt worden waren. Ja, es ist gewißlich wahr, Klaus Groth hat das Niedersachsentum — um dieses handelt es sich vornehmlich — poetisch entdeckt, dichterisch zum Sprechen gebracht, und Theodor Storm und Wilhelm Raabe, deren Hauptreiz aus der Darstellung eben dieses Volkstums erwächst, haben sich sicherlich bei ihm zu bedanken. Ich weiß recht wohl, daß bereits eine ältere hochdeutsche Poesie einmal stark niedersächsisch war, die des Hainbunds, der Bürger, Claudius, Voß, Hölty, und ich sehe die Linie klar, die von diesen Dichtern zu Klaus Groth führt, ich will auch dem Stolz der Westfalen, Annette von Droste-Hülshoff nicht ihren Ruhm rauben, aber wirklich lebendig geworden ist die niedersächsische Natur und Menschenwelt in ihren intimsten Verbindungen erst durch Klaus Groth, der die niedersächsische Seele in ihrer eigenen, angeborenen Sprache reden ließ. Die große Frage, ob es nicht auch hochdeutsch

möglich gewesen wäre — ich beantworte sie entschieden mit „nein“ — werden wir später noch erörtern, hier will ich nur noch meine Ansicht darüber bekennen, warum es gerade ein Dithmarscher war, der die gewaltige Aufgabe löste: Das Dithmarschertum ist sozusagen das potenzierte Niedersachsentum; stille Winkel, wo ein reiches, besonderes Volksleben pulsierte, gab es genug in Niedersachsen, aber nur in Dithmarschen ruhte dieses Volksleben auf einem mächtigen historischen Untergrunde, nur in Dithmarschen war der uralte freie germanische Volksgeist ungebrochen geblieben. Und so kam der lyrische Entdecker des niedersächsischen Volksgemüts daher, wie auch der gewaltige norddeutsche Dramatiker von dort seinen Ausgang nahm. Es steckt ein Stück Mystizismus in diesen meinen Anschauungen, aber ohne dies Stück darf man wohl eigentlich nicht über Poesie reden.

Heimische Sprache, heimisches Leben — als drittes kommt dann noch die ganz entschiedene Einkehr beim eigentlichen Volk hinzu, um die große Wirkung Klaus Groths zu erklären. Er ist nicht der Erste, der das niedere Volk dargestellt

hat; das hat vor ihm Goethe im „Werther", wenn auch noch nebenbei, das haben Pestalozzi, vor allem Jeremias Gotthelf und nach diesem viele andere gethan, aber er hat von den deutschen Dichtern, wenigstens den Lyrikern, zuerst das niedere Volk als das Volk gegeben, hat nicht geglaubt, sich zu ihm herablassen oder das Volk romantisch heben zu müssen, oder gar gewagt, sich darüber lustig zu machen, er hat nur gesagt: Seht da, Menschen! Seid ihr bessere oder auch nur interessantere? Klaus Groths gesamte Dichtung erkennt die Klassenunterschiede als wesentliche einfach nicht an, und auch der Bildungsunterschied bedeutet ihr nichts, der Dichter weiß zu gut, daß in einem gesunden Volke bei den „gewöhnlichen" Leuten ausgeprägte Charaktere, Menschen mit reichem Gemütsleben, von großer Intelligenz genau so häufig sind wie bei den vornehmeren. Da liegt nicht etwa eine Tendenz der Glorifizierung des Volkes auf Kosten der höheren Stände zu Grunde, sondern einfach die Erfahrung. Auch hier kam dem Dichter wohl sein Dithmarschertum zu statten, in Dithmarschen gab es eben — die paar Honoratioren kamen kaum in Betracht — nur Volk.

Welche Freude empfand das Volk, als es beim Lesen oder Hören des „Quickborns“ sah oder doch fühlte, daß es nun poetisch vollwertig geworden sei. Und bei unendlich vielen Gebildeten erweckte das Buch eine bessere, richtigere Anschauung vom Volke, neue Liebe zu ihm. Ein Honoratiorensohn, Karl Müllenhoff, sprach es offen aus: „Der Quickborn ist nicht nur eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Litteratur, sondern der Litteratur überhaupt. Es ist damit eine That vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist durch ihn versöhnt und geschlossen.“ Sie schien geschlossen, müssen wir heute sagen. Ach, sie ist seitdem viel breiter und tiefer geworden.

Aber die That Klaus Groths bleibt darum doch bestehen; denn sie war vor allem eine künstlerische That, und künstlerische Thaten bleiben frisch, wenn auch ihre unmittelbaren sozialen Wirkungen nachlassen. Das Volksleben Dithmarschens ist heute, nachdem der gesteigerte Verkehr und der verflachende Liberalismus der neuen Zeit ein halbes Jahrhundert lang darüber hingegangen sind, seiner

Besonderheit größtenteils entkleidet, das Buch des Dichters aber wirkt wie am ersten Tag. Es ist in der That als Gedichtsammlung unvergleichlich, die klassische lyrische Darstellung eines Gesamt-Volkslebens, ohne daß darum freilich, wie beim Volksliede, die Physiognomie des Dichters vollständig verschwände. All unsere großen Lyriker, Goethe, Uhland und Heine, Mörike und Hebbel, Storm und Keller, K. F. Meyer und Martin Greif, geben doch vor allem ihr persönliches, ihr subjektives Leben; Klaus Groth lebt das Leben seines Stammes mit, und auch, wo er persönliche Lyrik giebt, bleibt er im Rahmen seines Volkstums. Bei fast allen den genannten Dichtern klingen Töne des Volksliedes wieder, aber auch diese dienen dem subjektiven Bedürfnisse, und die Gedichte tragen einen Allgemeincharakter, bringen typische Gestalten, typische Vorgänge, selbst typische Wendungen, denen dann das Talent des Dichters einen individuellen Reiz verleiht; es ist doch, streng genommen, eine konventionelle Poesie so gut wie die antikisierende oder die mittelalterlich-romantische, ohne jeden Wirklichkeitscharakter, nur durch die frische Empfindung des Dichters zu poetischer Wirkung er-

hoben. Höchstens bei Mörike gewinnt die volksliedartige Lyrik hier und da reales Leben, wird schwäbisch. Selbstverständlich bin ich weit entfernt, den Liedern dieser Art ihren dichterischen Wert abzusprechen; den empfingen sie von den dichterischen Persönlichkeiten ihrer Verfasser; wo aber diese Persönlichkeiten fehlten, welch einen abgestandenen Eindruck macht das volksliedartige Gedicht da! Das vor allem ist das große Verdienst Klaus Groths, das Volkslied, wie es die Kunstpoesie pflegt, wieder mit realem Leben erfüllt, es lokalisiert und ihm die Seele eines bestimmten Volkstums verliehen zu haben. Und es gelang ihm, ein Volkstum allseitig lyrisch darzustellen. Das hat vor ihm keiner vermocht, es sei denn Burns und Hebel, und auch nach ihm in so vollendeter Weise keiner wieder.

Man mißverstehe mich nicht: Ich stelle Klaus Groth als lyrisches Talent keineswegs über unsere anderen großen Lyriker. Er hat nur etwas anderes vollbracht als sie, das, wonach sein Herz sich sehnte, konsequent durchführen können. Im übrigen steht er unter unseren Lyrikern keineswegs vereinzelt da, Goethe und Uhland, sogar Heine sind auch für

ihn dagewesen, und selbst von Heinrich Hoffmann von Fallersleben und August Kopisch dürfte er dies oder das gelernt haben. Wie gesagt, am nächsten steht er Johann Peter Hebel und Robert Burns; an deren Gedichtsammlungen kann man den „Quickborn" zur Not auch messen, und über das Verhältnis zu ihnen wären also genaue Untersuchungen anzustellen. Ich kann sie hier nicht leisten, muß sie einem Spezialisten überlassen (leider verfällt unser Spezialistentum auf so fruchtbare Aufgaben fast niemals), will aber doch folgendes bemerken: Klaus Groth ist vielseitiger als seine beiden Vorgänger und auch der größere Künstler. Burns ist doch wesentlich erotischer Lieder- und Volkssänger, Naturbursche (wobei ich selbstverständlich nicht an das scheußliche Möbel unserer Theater denke), äußerst temperamentvoll, von entzückender Frische und bezaubernder Anmut; wenn's darauf ankommt, allerdings auch ein Mann. Er hat wohl auch keltisches Blut in den Adern, daher bricht das keltische Pathos gelegentlich hervor. Alles in allem ist seine Poesie Gelegenheitspoesie im höchsten Sinne, das, was ich spezifische Lyrik nenne und was von den Kulturvölkern eigentlich nur die

Deutschen haben, fehlt bei ihm oder ist doch selten. Hebel, obwohl auch er kein „spezifischer“ Lyriker ist, steht seiner Natur nach zu Burns in vollständigstem Gegensatz; wenn ich seine Gedichte lese, steht er immer vor mir als der Pfarrer, der an einem schönen Frühlingsmorgen unter den blühenden Obstbäumen seines Gartens umherwandelt — die brennende Pfeife gehört natürlich mit zum Bilde. Im wesentlichen ist Hebel Idylliker, kein ausgesprochener Lyriker, der didaktische Zug, freilich auch ein behaglicher Humor fehlen fast nirgends. Eine frische Sinnlichkeit, eine herzliche Naivetät bilden jedoch den Grundcharakter der Hebel'schen Dichtung und haben ihr die Wirkung bis auf diesen Tag erhalten. Auf eine allseitige Darstellung heimischen Volkslebens haben es beide Dichter selbstverständlich nicht abgesehen gehabt, das konnten sie gar nicht, da ihr heimisches Volkstum eben noch völlig ungebrochen war; sie dichteten noch unmittelbar aus ihm heraus, während sich Klaus Groth, der sich der Gefahren, die seinem Volkstum drohten, bewußt war, oft schon darin zurückzuversetzen hatte und gerade deshalb einer größeren Künstlerschaft bedurfte, die ihm nun aber auch ermöglichte,

planvoll zu verfahren, ohne doch darüber abstrakt und reflektiv zu werden. Ich habe nichts dagegen, wenn man bei Burns und Hebel die poetischen Eigenschaften, die eine glücklichere Zeit verleiht, stärker ausgeprägt finden will als bei Klaus Groth; dennoch wird der Totaleindruck ihrer Sammlungen hinter dem des „Quickborn" zurückbleiben. Als lyrische Individualität stellt sich Klaus Groth im ganzen feiner, weicher, zarter dar — man glaubt ihn, wenn man sich seine eigenste Lyrik vergegenwärtigt, in der Dämmerung über das Moor gehen zu sehen, während von ferne die Heimatglocken rufen. Doch fehlt auch die Heiterkeit nicht, das Behagen am Leben, eine starke Mannhaftigkeit, die freilich nie pathetisch wirkt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß in jedem Volksstamm nicht bloß eine, sondern zwei sich ergänzende Typen charakteristisch seien — dann vertritt Klaus Groth bei den Dithmarschern den weicheren Typus — Hebbel den harten und herben —, aber eine Persönlichkeit ist der jüngere Dichter auch.

Im einzelnen will ich, wie gesagt, das Verhältnis Klaus Groths zu Hebel und Burns nicht verfolgen. Von ersterem hat er höchstens für seine

Idyllen etwas gelernt, von letzterem freilich mehr, hat er doch Burns'sche Gedichte direkt plattdeutsch überarbeitet. Am bekanntesten sind von diesen Bearbeitungen drei geworden, die des „Tam o' Shanter" als „Hans Schander", die von „Tibbie Dunbar" als „O wullt mit ni mit hebbn" und die von „John Anderson, my jo" in den „Dünjes". Ich stelle die beiden letzten — auf den Hans Schander muß ich noch besonders kommen — zur Vergleichung englisch und deutsch hierher:

| Tibbie Dunbar. | O wullt mi ni mit hebbn? |
|---|---|
| O, wilt thou go wi' me, | O wullt mi ni mit hebbn, |
| Sweet Tibbie Dunbar? | Lütt Anna Kathrin? |
| O wilt thou go wi' me, | O wullt mi ni mit hebbn, |
| Sweet Tibbie Dunbar? | Lütt Anna Kathrin? |
| Wilt thou ride on a horse | Du kunnst je wul fahren, |
| Or be drawn in a car, | Du kunst je wull ridn, |
| Or walk by my side, | Oder wullt an min Sit gahn; |
| O sweet Tibbie Dunbar? | Lütt Anna Kathrin? |
| | |
| I care na thy daddie, | Wat schert mi din Vader, |
| His lands and his money, | Sin Hus un sin Feld! |
| I care na thy kin, | Wat schert mi din Mellersch, |
| Sae high and sae lordly: | Er Stolt un er Geld! |
| But say thou wilt hae me | Segg blot, ick schall mit gan, |
| For better for waur — | Segg blot, du büst min, |
| And come in thy coatie, | Un kumm inn Linnwullnrock, |
| Sweet Tibbie Dunbar. | Lütt Anna Kathrin! |

Das scheint fast wörtliche Übersetzung und ist doch eine großartige Umdichtung in den Geist eines anderen Volkes und einer anderen Sprache — kaum ein Gedicht Klaus Groths ist denn auch im Volksmunde verbreiteter als dieses. Dagegen hat der Dichter bei der Übersetzung von „John Anderson“ bei weitem nicht den Reiz des Originals erreicht.

John Anderson, my jo, John,
When we were first acquent;
Your locks were like the raven,
Your bonnie brow was brent;
But now your brow is beld, John,
Your locks are like the snaw;
But blessings on your frosty pow;
John Anderson, my jo.

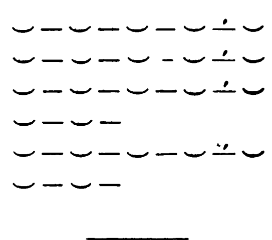
Wi gungn tosam to Feld, min Hans,
Wi gungn tosam to Rau,
Wi seten achtern Disch tosam,
So warn wi old un grau!

John Anderson, my jo, John,
We clamb the hill tegither;
And mony a canty day, John,
We 've had wi' ane anither:
Now we maun totter down, John,
But hand in hand we 'll go;
And sleep thegither at the foot,
John Anderson, my jo.

Bargop so licht, bargaf so trag,
So menni, menni Jahr —
Und doch, min Hans, noch ebn so leef,
As do in brune Haar.

Wo ist der entzückende Rhythmus des Burns-schen Gedichts geblieben? Aber alte Dithmarscher

Arbeitsleute sind nicht so temperamentvoll wie die schottischen, da flackert die Flamme nicht mehr auf, da ist wehmütige Resignation bei aller Liebe. So erfüllt die plattdeutsche Version ihre Aufgabe der Charakteristik des Volkstums allerdings. Aufmerksam machen will ich auf eine eigentümliche Strophenbildung, die Klaus Groth von Burns übernommen und mit Glück namentlich in Gelegenheitsgedichten benutzt hat. Es ist:



---

## VI.

Und nun hinein in die Welt des „Quickborns“, diese so eng begrenzte und doch so reiche Welt! Wie das Buch jetzt als der erste Band der gesammelten Werke Klaus Groths (Kiel, Lipsius & Tischer, 1893, 4 Bände) vorliegt, stellt es sich gegen die erste Auflage von 1852 unendlich

erweitert und bereichert dar; schon die zweite Auflage brachte etwa zwanzig, die dritte siebenundzwanzig neue Stücke und seitdem, bis zur vierzehnten, sind noch vierundzwanzig Gedichte hinzugekommen, das letzte, das ergreifende „Min Port“ aus dem Jahre 1882 stammend. Der Grundcharakter der Sammlung ist freilich unverändert geblieben, der Dichter war viel zu feinfühlig, um ihn durch einen falschen oder auch nur überflüssigen Ton zu stören, immer betrachtete er den „Quickborn“ als sein Haupt- und Lebenswerk, in dem nur für das Vollendetste Raum sei. Rahmen und Gehalt des Ganzen giebt also, wie hinreichend angedeutet, das Dithmarscher Volksleben in engster Verbindung mit der Dithmarscher Natur ab, im Einzelnen herrscht die größte Mannigfaltigkeit nicht bloß des Stoffs, sondern auch der Form, und für jedes Stück ist die größtmögliche Vollendung erstrebt, soweit sich diese eben erstreben läßt. Es wird für unsere Betrachtung nötig sein, die Gedichte nach den verschiedenen Gattungen der Poesie und ihrem Inhalt zu Gruppen zusammenzufassen, wobei wir uns aber von vornherein nicht verhehlen dürfen, daß eine

reinliche Scheidung und ein restloses Aufgehen nicht zu erreichen sein werden. Der Dichter schaffte nicht nach Kategorien, obgleich Klaus Groth, zum Teil unter Müllenhoffs Einfluß, sich auch in Gattungen, die bis dahin noch nicht im „Quickborn“ vertreten waren, „versucht“ hat. Als Hauptgruppen ergeben sich natürlich Lyrisches und Episch-Lyrisches, als Untergruppen möchte ich: Persönliche und Naturlyrik, Volkslied und Volksliedartiges, Kinderlieder, Bilder aus dem Tierleben, Spruchartiges, dann als mehr epischen Charakters: Balladen aus Geschichte und Sage, moderne Balladen und Darstellungen von Volkstypen, Idyllen und poetische Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts unterscheiden. Einigermaßen werden wir mit diesen acht oder neun Gruppen reichen.

Um mit der persönlichen Lyrik Klaus Groths, wie gebührlich, den Anfang zu machen, so habe ich schon bemerkt, daß auch sie im Rahmen seines Volkstums bleibe. Daraus folgt ohne weiteres, daß sie reine Gefühlspoesie, Gemütslyrik ist. Aber ist das nicht alle gute Lyrik, wird nicht die Reflexionspoesie von den meisten

Kunstrichtern verdammt? Ja gewiß, ich habe hier aber gar nicht den Unterschied zwischen Gefühls- und Reflexionsdichtung im Auge, ich denke an den von individualisierender und nicht sowohl verallgemeinernder, als den Grundton verstärkender Gefühlspoesie. Wenn beispielsweise Hebbel (ich könnte auch Mörike nennen) eine Empfindung gestaltet, so thut er stets so viel von seiner Persönlichkeit hinzu, unbewußt natürlich, daß das Gedicht ganz individuell wird, uns ohne weiteres in die Hebbelsche Seele zurückversetzt; auch Klaus Groth verzichtet keineswegs auf seine Persönlichkeit, aber die Gefühlswoge ist so mächtig, daß das Individuum gleichsam nur noch als ihr Gefäß erscheint, sie zwar zusammenhält, aber sich nicht in ihr abdrückt — in dem Gedicht finden wir dann auch uns selbst, finden sich Tausende wieder. Man verwechsle diese Gattung aber um des Himmels willen nicht mit der lyrischen Trivialpoesie, die konventionelle Gefühle in Verse bringt; sie ist durchaus spezifische Lyrik, die aus dem tiefsten Innern aufquillt, der „Gelegenheit“ nicht bedarf, aber eben ganz Gefühl, einfaches, mächtiges Gefühl, nicht individuell modifiziert, sei es mit der Resonanz

einer starken Persönlichkeit versehen wie bei Hebbel oder verfeinert (ach Gott, das Wort ist stumpf) wie bei Mörike. Uhland und Klaus Groth haben diese einfache Gefühlspoesie unter unsern deutschen Lyrikern am ausgeprägtesten (von Goethe abgesehen, bei dem man alles findet), daher auch ihre große und echte Volksthümlichkeit. Ein bezeichnendes Gedicht dieser Art ist das folgende Klaus Groths:

„Hell int Finster schint de Sünn,
Schint bet deep int Hart herin;
All wat kold is, dump un weh,
Daut se weg, as Is un Snee.

Winter weent sin blankſten Thran,
Voerjahrsathen weiht mi an,
Kinnerfreid so frisch as Dau
Treckt mi doer vunt Himmelsblau.

Noch is Tid! o kamt man in,
Himmelblau un Voerjahrssünn!
Lacht noch eenmal warm un blid
Deep int Hart! o noch ist Tid.“

Das Gedicht ist so einfach und so selbstverständlich, möchte man sagen, und wie ergreift es doch durch seine schlichte Frühlingsstimmung. Wie gezwungen erscheint dagegen ein verwandtes

Geibelsches, das bekannte „Und dräut der Winter noch so sehr.“ Der Unterschied zwischen elementarer Gefühlspoesie und wesentlich formaler Empfindungslyrik kann nicht schärfer hervortreten.

Wo Klaus Groths persönliche Lyrik sich an eine Gelegenheit anschließt, wird sie, dem Gesamtcharakter seiner Dichtung gemäß, stark realistisch. Ich erinnere hier an eins der bekanntesten Gedichte des Poeten, an „Min Jehann“, das, wie so viele andere, die selige Jugendstimmung wieder wachruft.

„Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nawers Soot.“

Da haben wir die absolut bestimmte Situation. Eine Folge solcher Situationen, jede mit größter Klarheit gegeben, bietet das Gedicht „As ik weggung“, vielleicht das charakteristischste dieser Art:

„Du brochst mi bet den Barg tohöch,
De Sünn, de sack hendal:
Do säst du sachen, dat war Tid,
Un wennst di mit enmal.

Do stunn ik dar und seeg opt Holt,
Grön inne Abendsünn,
Denn seeg ich langs den smallen Weg,
Dar gungst du ruhi hin.

Do weerst du weg, doch weer de Thorn
Noch smuck un blank to sehn,
Ik gung de anner Sid hendal,
Dar weer ik ganz alleen. —

Nös heff ik öfter Affscheb nam',
Gott weet, wa mennimal!
Min Hart, das is dar baben blebn,
Süht von den Barg hendal.

Der Berg, das Holz, der schmale Weg, der Kirchturm, alles im Schein der Abendsonne — man sieht es in voller Deutlichkeit trotz oder gerade wegen der Sparsamkeit der Worte. Wohl in Bezug auf die Schlußzeilen dieses und anderer Gedichte hat man wohl von den „Heine'schen Pointen" geredet, die sich bei Klaus Groth fänden. Lieber Gott, als ob nicht das Volkslied hundertmal ähnlich ergreifende Wendungen hätte!

Schon dieses Gedicht zeigt das Verhältnis der Lyrik Klaus Groths zur Natur. Sie tritt bei ihm nicht gern allein und für sich auf, wird auch nicht gern „parallelistisch" gebraucht, sondern meist nur als Stimmungsfolie zu einer bestimmten menschlichen Situation. Klaus Groth ist — seine gesamte Dichtung, nicht bloß seine Lyrik beweist es — ein außerordentlich feiner Naturbeobachter und =em=

pfinder, aber giebt sie eigentlich nie ohne den Menschen, er schwelgt nie in ihr, er ist eben auch hier Realist und nicht Romantiker. Man lese das Gedicht „Dat Dörp in Snee“:

> Still as ünnern warme Dek
> Liggt dat Dörp in witten Snee.
> Mank de Ellern slöppt de Bek,
> Ünnert Js de blanke See.
>
> Wicheln stat int witte Haar,
> Spegelt slapri all de Köpp,
> All is ruhi, kold un klar,
> As de Dod, de ewi slöppt.
>
> Wit, so wit de Ogen reckt,
> Nich en Leben, nich en Lut;
> Blau na'n blauen Heben treckt
> Sach de Rok na'n Snee herut.
>
> Jk much slapen as de Bom,
> Sünner Weh un sünner Lust,
> Doch dar treckt mi as in Drom
> Still de Rok to Hus.“

Zuerst eine Schilderung des winterlichen Dorfes in charakteristischen Zügen, dann aber doch, an das einzige Lebendige in der Schilderung sehr fein anknüpfend, die Wendung zum persönlich-lyrischen Gedicht. — Es muß genügen, wenn ich auf die

andern Gedichte dieser Gruppe einfach verweise. Es gehören dahin „Dat Moor“, „Abendgang“, „De Fischerkath“, „De Kinner larmt“ („Luri treckt de Abendluch“), „Sünndagsruh“, „Goldbarg“ („Och oever de Heid, de brune Heid“), „Min Platz voer Doer“ („De Weg an unsen Tun hentlank“) „Uennern Kastanje“, „Abendfreden“ („De Welt is rein so sachen“), „De Mael“, „Se lengt“, „Min Port“ und noch einige andere. Die Sehnsucht nach der „Jugend fern verschollenem Eiland“ durchzieht sie fast alle, immer ist die Empfindung schlicht und stark, jedermann ergreifend, meist thun sich auch realistische Bilder auf, Bilder, in denen auch Dinge Platz finden (z. B. „De Köh un stille Schap“ in „Abendfreden“), vor denen die hochdeutsche Lyrik dieser Art zurückschrecken würde.

Erotische Gedichte finden sich in dieser persönlichen und Naturlyrik Klaus Groths kaum, sie werden — und es ist das bezeichnend — bei ihm meist zu Volksliedern. Höchstens das humoristische oder besser scherzhafte „Min Annamedder“ mit seiner charakteristischen Sprachvirtuosität ist noch persönlich gehalten, verwendet aber doch nur Ausdrücke des plattdeutschen volkstümlichen Liebes-

lexikons und könnte recht wohl einem nicht eben sentimental veranlagten Bauernknecht in den Mund gelegt werden. Die schönsten erotischen **Volks=lieder** Klaus Groths finden in den Cyklen „Fiv nie Leeder ton Singn“, „En Leederkranz“, „Dre Vageln“, „Ton Sluß“ — sie sind fast alle, „Dar weer en lüttje Buerdirn“, „Dar geiht en Bek de Wisch hentlank“, „O wullt mi ni mit hebbn“, „He sä mi so veel“, „Leben, och, wa is t ni schön“, „Lat mi gan, min Moder slöppt“, „Sin Moder geit un jammert“, mit oder ohne Melodie volkstümlich geworden. Hier möge das vielgesungene „Voer Doer“ stehen:

„Lat mi gan, min Moder slöppt!
Lat mi gan, de Wächter röppt!
Hör! wa schallt dat still un schön!
Ga un lat mi smuck alleen!

Süh! dar liggt de Kark so grot!
An de Mür dar slöppt de Dod.
Slap du sund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht von di.

Moder lurt! se hört 't gewiß!
Nu 's genog! — adüs! adüs!
Morgen abend, wenn se slöppt,
Bliv ik, bet de Wächter röppt.“

Hier ist der flüchtige Augenblick der Trennung zweier Liebender mit wunderbarer Kunst festgehalten: So rasch alles vorübergeht, es gehen doch gewissermaßen Tod und Leben durch das kleine Gedicht. Was der Dichter auf erotischem Gebiete wagen darf, zeigt das Gedicht „De Duv“ in „Dre Vageln“. Ich glaube kaum, daß das bedenkliche Thema des nächtlichen Besuchs je zarter behandelt worden ist:

„Kumm du um Merrennacht,
Kumm du Klock een:
Vader slöppt, Moder slöppt,
Ik slap alleen.

Kumm anne Koekendoer,
Kumm anne Klink:
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind.“

Welch ein Formreiz auch in diesen Strophen! Überhaupt dünkt mich, erreicht von den modernen Volksliebdichtern nur Mörike („Ein Stündlein wohl vor Tag“, „Das verlassene Mägdelein“, „Rosenzeit wie schnell vorbei“, „Ach, wenn's nur der König auch wüßt'“) Klaus Groth, ist wohl feiner und zarter, Klaus Groth aber dafür, wie schon ausgeführt, realistischer. Welch ein Pracht=

stück ist der „Fischer“ („Schön Anna stunn voer Stratendoer“), eine abendliche Straßenszene wie direkt aufgefangen, in Rede und Gegenrede dem Charakter der Küstenbevölkerung ganz und gar treu. Und ebenso unmittelbar dem Leben entnommen sind die traurigen Lieder „De ole Harfenistin“, „Aflohnt“, das schon genannte „Sin Moder geit un jammert“, das unmittelbar in die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung versetzt. Die „Harfenistin“, mit der man Storms „Lied des Harfenmädchens“ vergleichen mag, leitet zu den Gedichten Klaus Groths über, die ich, obwohl sie alle etwas Volksliedartiges an sich haben, realistische Volkstypengedichte nennen möchte und an anderer Stelle erwähnen werde.

Dem Volksliede nahe stehen natürlich auch die Kinderlieder Klaus Groths „Voer de Goern“. Bei ihnen konnte er sich am ersten an noch vorhandenes Volksgut, an die zahlreich erhaltenen Kinderreime anschließen, von denen selbst ich in meiner Jugend noch eine gehörige Zahl kennen gelernt habe. Wo er sie zum Gedicht erweiterte, hat das in der Regel eine poetische Vertiefung mit sich gebracht. Was hat er gleich aus den Wiegen-

reimen vom bösen Mann, der draußen umgeht, gemacht! Eine ganze kleine Geschichte, wo der liebe Mond zu dem bösen Mann in einen höchst wohlthuenden Gegensatz tritt. Auch hier der allem bloßen Wortemachen feindliche Realismus:

„Denn seggt he to de böse Mann,
Se wöllt en beten widergan,
Denn gat se beid, denn stat se beid
Oevert Moor un oever de Heid."

Als die Krone dieser Gattung Groth'scher Poesie erscheint mir „Dar wahn en Mann":

„Dar wahn en Mann int gröne Gras,
De harr keen Schüttel, harrn keen Taß,
De drunk dat Water, wo he't funn,
De plück de Kirschen, wo se stunn.

Wat weert en Mann! wat weert en Mann!
De harr ni Putt, de harr ni Pann,
De eet de Appeln vun den Bom,
De harr en Bett von luter Blom.

De Sünn dat weer sin Taschenuhr,
Dat Holt, dat weer sin Vagelbur,
De sungn um Abends oevern Kopp,
De wecken em des Morgens op.

De Mann dat weer en narrschen Mann,
De Mann de fung dat Gruweln an:
Nu moet wi all in Hüser wahn —
Kumm mit, wi wöllt int Gröne gan!"

Das ist, wie niemandem entgehen wird, ein sehr tiefsinniges Stück, stellt den Gegensatz von Natur und Kultur dar — aber wie trefflich ist alles dem Fassungsvermögen des Kindes angepaßt! — Auf gleicher Höhe wie die Kinderlieder stehen die Bilder aus dem Tierleben, zugleich die Freude der Kleinen und der Großen. Über „Matten Has'", das bekannteste von allen, hat sich einmal Friedrich Hebbel ganz begeistert ausgesprochen. „Sehen Sie," sagte er zu einem Freunde, „das ist nicht nur eine Spitze lyrischen Humors, das ist Poesie, das ist lyrische Erfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten sich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte, sie mögen so trefflich sein, wie sie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zu Intuition." Nicht viel tiefer als „Matten Has'" stehen „Aanten int Water" und „Spatz" mit ihrer vorzüglichen Nachahmung der Tierlaute; es sind große Kunststücke, und dabei sind sie doch ganz volkstümlich und natürlich geblieben. Auch „Bispill" gehört hierher und das größere „Wa Swinegel un Matten Has' inne Wett lepen", das so recht das ist, was wir Plattdeutschen „kloenig" nennen — das hoch-

deutsche „redselig“ hat ja einen unangenehmen Nebenbegriff.

Über die „Kedenrim“, „Priameln“, „Sprüch“ Klaus Groths, die meist, wie auch „Bispill“ dem halbphilologischen Bestreben, alte Poesieformen wieder lebendig zu machen, den Ursprung verdanken — anders steht es mit den „Dünjes“, die, meist an Volkstümliches anklingend, doch durchweg lyrisch sind und sehr schöne Sachen enthalten — will ich nur bemerken, daß das reimfrohe Volk sie liebt.

„En Klock, de ni geit,
En Putt, de ni steit,
En Daler, de ni gellt,
En Hund, de ni bellt,
En Dirn, de ni fegt,
En Hahn, de ni leggt,
En Katt, de ni musst,
De letts du beter buten Hus'.“

Wer sollte daran nicht seine Freude haben? Von den Sprüchen sei folgender drastischer angeführt:

„De Hahn, de op sin Misten sitt, de kann wul kreihn un schrigen,
Doch ob den Klockenthorn de Hahn, de mut sik dreihn un swigen.“





## VII.

Schon in der ersten Auflage des „Quickborns“ zeigte sich Klaus Groth auf episch-lyrischem Gebiet ebenso groß wie auf lyrischem, seine realistische Anlage mußte ihm hier besonders zu statten kommen. Man kann sogar zweifelhaft sein, ob nicht die Meisterballaden, die in „Wat sik dat Volk vertellt“ vereinigt sind, an dichterischem Wert noch über seine beste Lyrik hinausgehen. Die berühmteste von allen ist „Ol Büsum“, ein Stück, das selbst in für Oberdeutsche bestimmte Lesebücher übergegangen ist und seinen hohen Ruf in der That verdient. Man muß in der deutschen Litteratur lange suchen, ehe man eine zweite Ballade von solch geradezu genialer Prägnanz findet. Aber die andern sieben Stücke des Cyklus: „Herr Jehannis“, „He wak“, „Dat stoent int Moor“, „Dat gruli Hus“, „De hilli Eek“, „De Pukerstock“, „Hans Iwer“ stehen in ihrer Art ebenso hoch, gerade die Wiedergabe des Unheimlichen, Grauenhaften liegt plattdeutscher, Dithmarscher Art (vergleiche die Balladen Hebbels) und Sprache ganz besonders, es kommt durch sie eine seltsame Gewichtigkeit in Darstellungen dieser Art hinein,

die, wenigstens meiner Empfindung nach, bei der Behandlung in der hochdeutschen Buchsprache leicht verloren geht. Sicherlich hat beispielsweise Annette von Droste-Hülshoff auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet, aber wie viel Raum braucht sie, wie oft wirkt sie trivial! Man vergleiche einmal ihr „Der Mutter Wiederkehr“ mit Klaus Groths „He wak“, das ich hersetze:

„Se keem ant Bett inn Dodenhemd un harr en Licht in Hand,
Se weer noch witter as er Hemd un as de witte Wand.

So keem se langsam langs de Stuv und sat an de Gardin,
Se lüch un keek em int Gesich un loehn sik oewerhin.

Doch harr se Mund un Ogen to, de Possen stunn er still,
Se röhr keen Lid un seeg doch ut as een, de spreken will.

Dat Gresen krop em langs den Rügg un Schuder doer de Hut,
He meen, he schreeg in Dodenangst, und broch keen Stimm herut.

He meen, he greep mit beide Hann un wehr sik voer den Dod,
Un föhl mank alle Schreckensangst, he röhr ni Hand noch Fod

Doch as he endli to sik keem, do gung se jüs ut Doer,
As Krid so witt, in Dodenhemd un lücht sik langsam voer.“

Daneben die Schilderung der Droste-Hülshoff:

„Fest war ihr Blick zum Grunde gewandt,
So schwankte sie durch den Saal,
Den Schlüsselbund in der bleichen Hand,
Die Augen trüb wie Opal;

Sie hob den Arm, wir hörten's pfeifen,
Ganz wie ein Schlüssel im Schlosse sich dreht,
Und ins Closet dann sahn wir sie streifen,
Drin unser Geld und Silbergerät."

Das reicht denn bei weitem nicht an die Anschaulichkeit Klaus Groths, die uns das Nahen der Verstorbenen geradezu körperlich gegenständlich macht, Zug auf Zug fast greifbar deutlich hinstellt. Stofflich an diese Balladen an klingen die mehr liederartigen Stücke in „Ole Leder": „Twee Leefsten", „Bi Norderwold", „De Steen bi Schalkholt" und „Dat kahle Graf". Auch der „Hans Schander" wäre hier vorläufig zu nennen.

Die geschichtlichen Balladen in „Quickborn", auf Anregung Müllenhoffs geschaffen, sind zu dem Cyklus „Ut de ol Krönk" vereinigt. Sie behandeln die Hauptereignisse der Dithmarscher Geschichte, die Eroberung der Bökelnborg, die Schlacht bei Oldenwöhrden, die in der Hamme, die Schlacht bei Hemmingstedt, Heinrich von Zütphens Märtyrertod, die letzte Fehde. Die drei ersten haben im ganzen den Uhlandischen Balladengeist, natürlich mutatis mutandis, die „Schlacht bei Hemmingstedt" schließt sich an die dithmarsischen Volkslieder über

die Schlacht an, die der Chronist Neocorus überliefert hat*), am eigentümlichsten, ganz Klaus Groth'sche Weise sind „Heinrich von Zütphen" und „De letzte Feide" mit den großartigen Strophen:

„Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
Se stunn as de Schap oppe Weid,
Se stunn as de Rest von en dalslan Holt,
To föten de Trümmer von Heid."

und

„Nich en Lut war hört as dat Haf un de Flot,
Und de Prester leet se swern,
Oppe Knee dar leeg det Dithmarscher Volk
Und de acht un veertig Herrn."

---

*) Mein Freund Hermann Krumm in Kiel, der in dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen" die beste Darstellung der schleswig-holsteinischen Dichtung, die wir bisher haben, gegeben hat, findet sie roh und kunstlos und will sie kaum als die Ansätze zu wirklicher Volkspoesie betrachten. Oho, lieber Freund! Es sind unter den Liedern auf die Schlacht bei Hemmingstedt allerdings auch einige „gelehrten" Ursprungs, die lasse auch ich fallen, aber andere wie das Lied auf Rolf Bojekensohn, das auf die Rendsburger Verhandlungen vor Hemmingstedt, das dritte (?) der Schlachtlieder („König Hans wohl to sinen Broder sprak"), vor allem die Tanzlieder sind meines Erachtens durchaus vollwertige Volkspoesie. Man müßte die historischen Lieder allerdings erst genau so wiederherstellen, wie sie gesungen wurden.

Die Unmittelbarkeit der Sagen-Balladen erreicht Klaus Groth hier meiner Empfindung nach nicht ganz, es ist aber doch echt volkstümlich-geschichtliche Haltung in den sechs Stücken.

Auch moderne Balladen und Romanzen hat Klaus Groth geschaffen — sie gelingen bekanntlich unseren Dichtern sehr selten. Hierher würde vielleicht schon das bereits öfter genannte „Sin Moder geiht und jammert“ zu rechnen sein und einiges andere Volksliedartige; vor allem aber zähle ich zu dieser Gattung den berühmten „Orgeldreier“, „De Möller“, „De Krautfru“, „Grotmoder“, weiter auch „Aptheker int Moor“, „Schitkroet“, „Dagdeef“, „Drees“. All diesen Gedichten, mit Ausnahme von „Grotmoder“, das den plötzlichen Tod einer Greisin idyllisch, aber doch strophisch bewegt darstellt, ist die Schilderung eines Volkstypus gemeinschaftlich; das geschieht nun entweder so, daß die betreffende Gestalt selbst das Wort nimmt („Orgeldreier“, „De Krautfru“, „Dagdeef“, „Drees“) oder daß sie angeredet oder von einer andern Person geschildert wird („De Möller“, „Aptheker“), oder endlich, der Dichter schildert selber („Schitkroet“). Müllenhoff findet

in einer Anzahl dieser Stücke noch die alte parodistische plattdeutsche Manier, ich glaube mit Unrecht; selbst „Schitkroet“, die Schilderung eines dachsbeinigen, unglaublich wichtig thuenden Bauernburschen auf der Grenze zwischen Jungen und Knecht ist außerordentlich treu nach dem Leben, wohl derb und holzschnittmäßig (dieser Stil war hier auch nötig), aber nicht parodistisch. Das köstlichste Produkt dieser Gattung bleibt doch wohl der „Orgeldreher“, in dem der freie Humor der absoluten Wurstigkeit die glücklichste Form gewinnt; man glaubt den „Helden“ das Lied seiner Schicksale selbst zur Orgel absingen zu hören. Aehnliche Stimmung atmet „Dagdeef“ — man vergleiche es der Merkwürdigkeit halber mit Lenaus „drei Zigeunern“: Das Leben zu verschlafen, zu verrauchen, zu vergeigen verstehen die niedersächsischen Menschen (wohlverstanden die Ausnahmen) auch, aber es fällt ihnen gar nicht ein, es „dreimal zu verachten“, im Gegenteil, sie verachten die dummen Menschen, denen es nicht wie ihnen eine plaisierliche Sache ist. Im schärfsten Gegensatz zu dieser Menschenart steht die Büsumer Krabbenfrau, die ihren Fang stundenweit barfuß

nach Heide schleppt und zuerst wohl das bequeme Leben der Städter etwas beneidet, dann aber doch ihre Armut bei Gesundheit und frischem Mut dem kränkelnden Reichtum entschlossen vorzieht.

Größere Dichtungen dieser Art sind „De Flot", „Unruh Hans de letzte Zigeunerkönig" und „Hans Schander", alle drei durch Entfaltung reicherer Naturszenerie über die Balladenform emporgehoben. „De Flot" schildert höchst anschaulich das Abenteuer zweier Wattenjäger, die von der Flut überrascht werden; „Unruh Hans" mag noch eher als erweiterte Ballade gelten, hat, dem Stoffe entsprechend, düsterromantisches Kolorit und legt für die Vielseitigkeit Klaus Groths ein glänzendes Zeugnis ab; „Hans Schander" ist, wie erwähnt, die Bearbeitung des „Tam o'Shanter" von Burns, eine sehr glückliche Bearbeitung, da der in Heide am Markttag bis spät in die Nacht sitzen bleibende Marschbauer früher eine nicht seltene Erscheinung war und die Gegend am „Rauhen Berg" bei Wesseln sich zur Entwicklung des gesamten Dithmarsischen Gespensterspukes vortrefflich eignete. Nach Stoff und Stimmung würden sich „Rumpelkamer" und „De Fischtog

na Fiel“ an diese Dichtungen anschließen lassen, aber sie gehören doch schon zu den größeren poetischen Erzählungen Klaus Groths.

Allseitige Darstellung eines Volkslebens beansprucht doch zuletzt immer weitere Formen. Die lyrischen und die ihnen noch nahestehenden der Ballade und Romanze holen zwar tief herauf und geben auch öfter ein plastisches Bild, sei es einer Persönlichkeit, sei es eines Vorgangs; um ganze Menschenschicksale zu schildern, bedarf es aber doch der wechselnden Bilder, der Breite statt der Tiefe. Am wenigsten Raum beansprucht noch das Idyll; denn sein Charakteristikum ist Stimmungseinheit und Stille. So ist es Klaus Groth gelungen, hier und da auch in strophischer Form ein vollendetes kleines Idyll hinzustellen; ich nannte schon „Grotmoder“, noch charakteristischer ist „Wihnachtsabend“. Alles epische Leben, und ginge es zunächst auch nur auf Darstellung des Nebeneinander, soweit dies die Dichtung bringen kann, drängt aber doch nach Entfaltung, und so treten an die Stelle der Strophenform bald die kontinuierlichen kurzen Reimverse, die ungereimten Jamben, der Hexameter, und aus dem ursprüng-

lichen Nebeneinander reißt sich dann weiter doch eine Handlung oder wenigstens eine Entwicklung los. Gerade diese Vorgänge lassen sich bei Klaus Groth vortrefflich im einzelnen verfolgen. Unzweifelhaft ist das erste Stück der „Familjenbilder“, „Dat Gewitter“, eine der schönsten Idyllen Klaus Groths, ganz selbständig gedacht und geschaffen worden; dann aber sind noch fünf Stücke hinzugekommen, die das Schicksal derselben Menschen weiter zu verfolgen gestatten, wenn sie es auch nicht direkt erzählen, der Idyllencharakter vielmehr durch die Geschlossenheit der einzelnen Stücke gewahrt bleibt. Ähnlich scheint mir der Vorgang bei dem Seitenstück zu den „Familjenbildern“, „Ut de Marsch“ gewesen zu sein. Alle diese Dichtungen sind in reimlosen Jamben geschrieben, die der Dichter meisterhaft behandelt, dabei freilich durch seine Sprache unterstützt, die kein metrisches Füllsel duldet. Ich habe nichts dagegen, wenn man die Idyllen Klaus Groths mit älteren, wie denen von J. H. Voß (nicht den plattdeutschen) vergleicht, aber man soll sich nicht verhehlen, daß, was bei Voß noch vielfach bloßes Behagen ist, sich bei Klaus Groth zu wahrer Poesie erhoben hat. Die beiden

schönsten Stücke sind für mich das „Gewitter" und „Ünnermeel" (Mittagsruh), beide Landschaftsgemälde großen Stils trotz der sorgfältigen Ausführung des Details, das erste den Charakter der Geest, das zweite den der Marsch typisch verkörpernd. Aber die Menschen sind nicht bloß Staffage in diesen Gemälden, sie gewinnen selbstständige Bedeutung; wundervoll vor allem ist der Großvater im „Gewitter" — alte Leute darzustellen ist überhaupt eine Spezialität Klaus Groths, alte Leute und Kinder. Auch in dem stimmungsvollen „Sünndagsmorgen", der zuletzt in ein lebensvolles Gespräch über die Auswanderungsfrage ausläuft, kommt dieser Großvater wieder vor. In „Ut de Marsch" fesselt vor allem die Gestalt des Vollmachts, einer jener Dithmarscher Gewaltnaturen, die sich, nun es keine Dänen mehr totzuschlagen und Blutrache zu üben giebt, auf Geschäftsunternehmungen im großen Stil geworfen haben, nur, um zu herrschen. Wie prächtig wird da der Bauer neben dem König (Friedrich VI.) geschildert, treu nach der Überlieferung, die auch ich in meiner Jugend noch vernommen habe. Überhaupt, so gern Klaus Groth die Gemütsseite

seiner Menschen hervorkehrt, er verwischt dadurch den Eindruck der Kraft bei ihnen nicht, so reich er an Stimmung ist, das reale Leben kommt doch bis ins einzelne zu seinem Recht, die falsche Idealität, gegen die bei uns die jüngste Litteraturbewegung ankämpfte, nach der ein Mensch der Dichtung weder ordentlich gehn, noch stehn, noch essen, noch trinken u. s. w. durfte, Klaus Groth hat sie nie gekannt. Sein Großvater im „Gewitter" ist durchaus ein idealer Mensch, macht sich die tiefsten Gedanken über Leben und Tod, aber doch

„Kruppt he voerwarts oppe Hann
Un stickt den olen Griskopp, as he snackt,
Un na un na de Schullern ut de Hütt,
Un stoehnt un treckt de stiwen olen Been
Denn achterna un allnagrad tohöch
Un kikt sik rum un steit in warmen Regen."

Das ist natürlich, und das ist anschaulich; auch unsere Jüngsten, die gern anschaulich sein möchten, aber im Streben nach Besonderheit leider wieder nicht natürlich sind, könnten da noch lernen, übrigens nicht bloß bei der Darstellung des Menschen, auch bei der der Natur. Man trifft nicht leicht eine so unmittelbare Schilderung wie beispielsweise die

des Frühlings im Garten im sechsten der „Familienbilder“ bei ihnen, trotzdem sie mit den Augen der modernen Maler zu sehen beanspruchen.

Die poetische Erzählung, welcher Gattung die größten Dichtungen des „Quickborns“ angehören, stellt das Menschenschicksal in den Vordergrund, die Schilderung des Milieus dagegen zurück. Doch ist das Schicksal, das im „Fischtog na Fiel“ die zu einem Sonntagsextravergnügen ausgezogenen Heider Schuster und anderen Handwerker beim Schopfe packt, keineswegs die ernste Moira der Griechen, und in „Rumpelkamer“ ist gerade das Milieu besonders wichtig, so daß denn diese beiden Dichtungen noch nicht zu den eigentlichen poetischen Erzählungen wie „Peter Plumm“, „Peter Kunrad“, „Hanne ut Frankrik“ gehören. Doch bezeichnen alle beide, der humoristische „Fischtog“ sowohl, wie die tiefernste „Rumpelkamer“ Höhepunkte der Klaus Groth'schen Dichtung. Im „Fieler Fischtog“ steckt viel Kunst, sprachliche Kunst; man hat ihn sich hier und da einfacher gewünscht, doch sind Gestalten und Situationen unzweifelhaft humoristisch-lebensvoll, das Ganze ist doch einer unserer köstlichsten modernen

Schwänke, um so höher zu halten, da viele spätere Produkte dieser Art sicherlich das an Kunst zu wenig haben, was der „Fischtog“ vielleicht zu viel hat. Unendlich ergötzt mich immer wieder die in ihm enthaltene persiflierende Schilderung der bäuerlichen Jahresarbeit, die wenigstens für das alte Dithmarschen so durchaus zutraf:

„Wat voern Geduldssack is son Bur!
Wa hett he 't sur! wa hett he 't sur!
Denn nu dat Seiden antosehn!
Un denn voert Opkam nich to bedn!
Un denn in Winter in den Snee
Nix don to künn as „dree-Blatt-dree“ —
Un Voerjahrs wedder los studeern
Ant Smöken un Graswassen hörn:
Ne, ne! de Weg is lang so fahrn
Bet tokum Harst de Weetenaarn!
Un denn noch reisen to verkopen
Un Geld to telln bi ganze Hupen —
Wat kost dat Mög an Kopp un Rügg,
Ehr mal de Möller Weeten krigg!“ — —

„Rumpelkamer“ ist das Heider Armenhaus. Seine Insassen werden mit fast E. T. A. Hoffmannscher Kunst geschildert, eine teils lächerliche, teils unheimliche Gesellschaft.

„Baron vun Unruh: vull in Staat,
Kumt nie ahn Hannschen op de Strat,
De schävsche Höt opt rechter Ohr,
In linken Arm dat span'sche Rohr,
An jede Flicken putzt un börst,
Hett jümmer Hosten, jümmer Dörst,
Is gnädi gegen Lütt un Grot,
Huldseli voer en Botterbrot. — “

Abseits von den übrigen sitzen zwei, einst Herr und Knecht, und erzählen sich alte Geschichten. Und da steigt aus dem Elend des Armenhauses eine zarte, rührende Liebesgeschichte empor, ein Jugendtraum, längst verweht, der doch durch das ganze Leben des Erzählers nachgewirkt hat:

„Dennößen gung ik in de Welt,
Un kreeg min Deel an Gut un Geld,
Un kreeg min Deel an Freid un Leid —
Un as dat keem, so drog ik't beid;
Denn jümmer weer mi so to Sinn,
As weer keen rechten Smack darin,
Denn jümmer weer mi so to Moth,
As keem un gung dat mit de Floth.“

Man kann keinen Begriff geben von der Wirkung dieser Dichtung, höchstens die einiger Stormscher Novellen erinnert etwas daran. Sie ist wohl Klaus Groths schönstes und ergreifendstes Werk.

„Peter Kunrad“ ist die älteste der poetischen Erzählungen Klaus Groths, man merkt es auch an einigen Unbeholfenheiten. Im übrigen ist es eine wahrhaft rührende Geschichte, die in der Charakteristik doch schon ziemlich sicher ist: Ein Dithmarscher Bauernsohn heiratet eine Komödiantin, es wird begreiflicherweise eine unglückliche Ehe, er aber stirbt an gebrochenem Herzen, als sie von ihm geht. Das scheint modernen Lesern leicht sentimental, es gab aber sicher einst die Art Menschen, die Klaus Groth in dem Helden hinstellt. Einen unheimlichen Zug hat wieder „Peter Plumm“: Ein armes Mädchen verkleidet sich als Bursche und nimmt Knechtsdienste. Sieben Jahre lang bleibt sie brav und wacker, dann, als sie wieder Weibertracht anlegen muß, geht — ein feiner Zug — ihre Natur mit ihr durch, und sie endet als Kindesmörderin. „Hanne ut Frankrik“ erzählt in behaglichen Hexametern eine glücklich endende Liebesgeschichte — in Hermann und Hanne haben wir zuerst die jugendlichen Lieblingsgestalten des Dichters, die in seinen späteren Werken noch öfter wiederkehren, er hochstrebend, männlich-kraftvoll, aber durch widrige Umstände zurückgehalten,

sie fein, zart, nicht ganz unter die Töchter des Landes passend. Auf diesem Gebiete hat Klaus Groth seine Höhe erst in späterer Zeit erreicht, obgleich doch diese drei Dichtungen, auf wahren Erlebnissen beruhend und vieles Zuständliche des Volkslebens treu wiedergebend, ihren Platz im „Quickborn“ voll ausfüllten, sozusagen den weiten Kreis, den der Dichter sich gezogen hatte, schlossen.

Es wird mir hoffentlich gelungen sein, von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des „Quickborns“ einen hinreichenden Begriff zu geben, vielleicht auch von der Vollendung des Einzelnen. So stelle ich nun mit größerer Zuversicht wiederum die Frage: Wo ist eine zweite solche Gedichtsammlung? Wollte Gott, es steckte noch in jedem deutschen Stamme die Kraft, einen Dichter hervorzubringen, der sein Stammestum in dieser Weise verkörperte! O, ich weiß recht gut, daß es auch in anderer Form, im Roman und im Drama geschehen kann und geschehen ist, ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß die Schweizer in Jeremias Gotthelf, die Österreicher in Anzengruber und Rosegger, die Thüringer in Otto Ludwig, die Mecklenburger in Fritz Reuter und meinetwegen

auch die Schlesier in Gerhart Hauptmann die Höhe ihrer volkstümlichen Dichtung sehen. So vollkommen wie in den lyrischen Gedichten und den kleineren poetischen Gattungen des Quickborns kann es aber im Roman und Drama nicht geschehen, nur in der Lyrik schießt alles zu Blumen und Blüten auf, strahlt alles in Farben, duftet alles. Für den Oberdeutschen mag es ziemlich schwer sein, im „Quickborn“ die Farben, namentlich die feinen Nuancen, zu erkennen, den Duft zu empfinden, unmöglich ist es sicher nicht, da wir Niederdeutschen doch auch den Hebel würdigen können — nun wohlan, so nehme man den alten „Quickborn“ jetzt nach fünfzig Jahren noch einmal wieder zur Hand, suche sich völlig in ihn einzuleben, und ich bin gewiß, man wird die höchsten künstlerischen Genüsse davontragen, wird mir recht geben, daß Klaus Groth kein bloßer Dialektdichter (d. h. nach der allgemeinen Empfindung ein Mann, der neben der hochdeutschen Dichtung einherläuft und hier und da eine nette Variation zu stande bringt), sondern der selbständige Entdecker einer neuen poetischen Welt, ein großer deutscher Lyriker, ein Volksdichter im Sinne Schillers ist.

## VIII.

Der Dichter des „Quickborns“ verließ die Insel Fehmarn Mitte April 1853, noch immer krank, von seinem treuen Bruder Johann begleitet, um nach Kiel zu gehen. Er kam nicht weit, in Lütjenburg brach er zusammen und mußte dort monatelang liegen. Zu Pfingsten erhielt er den Besuch seines Landsmannes Karl Müllenhoff (M. stammte aus Marne), der den „Quickborn“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und anderswo angezeigt hatte und dadurch mit Klaus Groth in Briefwechsel geraten war. Nachdem der Dichter in der zweiten Hälfte des August endlich nach Kiel gekommen, trat er dann zu Müllenhoff in ein näheres Verhältnis, dem wir die Durchführung der Orthographie, das Glossar und die Einleitung zum „Quickborn“ in den späteren Auflagen, auch, wie schon hier und da erwähnt, die Anregung zu manchen Gedichten verdanken. Zunächst lebte Klaus Groth in Kiel noch sehr zurückgezogen, gesundete nun aber allmählich und vermochte im Winter 1854/55 seine erste plattdeutsche Erzählung, den „Detelf“ zu schaffen.

Schon im Spätherbst 1853 hatte ihm die Regierung die Mittel zu einer größeren Reise gewährt, im April 1855 trat er sie an, hatte in Hamburg noch einen Rückfall in seine Krankheit durchzumachen, erholte sich aber rasch, besonders durch einen Aufenthalt in Pyrmont, und kam dann nach Bonn, wo er bei Professor Böcking Wohnung nahm und die Bekanntschaft Otto Jahns, Arndts, Dahlmanns, Simrocks machte. Mit Böcking reiste er im Herbst des Jahres Rhein und Mosel hinauf, in den Schwarzwald und an den Vierwaldstätter See und kehrte darauf nach Bonn zurück, wo er nun längere Zeit lebte. Am 27. Januar 1856 wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität das Doktordiplom überreicht. Nach einem Aufenthalt in Leipzig und Dresden, wo Klaus Groth u. a. Freytag und Auerbach kennen lernte, begab er sich im Sommer 1857 wieder nach Kiel und verheiratete sich im nächsten Jahre mit Doris Finke aus Bremen. Ziemlich gleichzeitig habilitierte er sich an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur. Es ist bezeichnend, daß darüber Müllenhoffs Freundschaft für Klaus Groth in die Brüche ging. Er riet dem

Dichter, als dieser von seiner Habilitation sprach „Mathematik für angehende Mediziner zu lesen", worauf Klaus Groth, dessen profundes Wissen der Gelehrte in der Einleitung von 1856 so warm hervorhebt, ganz richtig fragte: „Müllenhoff, sind Sie wirklich verrückt?" Klaus Groth hat nie aufgehört, seines Landsmannes Verdienste um den „Quickborn" zu preisen, wir haben natürlich keine Veranlassung, nicht auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen: Ein Dichter wird mit einem gelehrten Philologen nie leicht auskommen; denn gerade das, worauf des Dichters eigentliche Bedeutung beruht, sieht oder respektiert jener nicht, und ob er noch so schöne Worte über poetisches Verdienst zu machen versteht. — Es ist nicht viel, was noch aus Klaus Groths Leben zu erwähnen übrig bleibt. Unter der österreichischen Verwaltung Holsteins durch den General von Gablenz wurde er Professor mit einem kleinen Gehalt, das die preußische Regierung später verdoppelte. Seit 1866 besaß er ein eigenes Haus am Schwanenweg (jetzt Klaus Groth-Platz) in Kiel, das er auch, nachdem sein Schwiegervater sein Vermögen verloren hatte, zu halten vermochte. Mit seiner Frau

lebte er sehr glücklich, aber sie erkrankte bereits 1864 an einer Lungenaffektion und starb 1877, nachdem der Dichter vergebens versucht hatte, sie durch einen Aufenthalt an der Riviera zu retten. Nicht oft hat Klaus Groth seine Heimat verlassen, doch war er schon 1863 in England und Frankreich, dann in Holland (in Oxford, London, Leyden, Amsterdam hat er Vorträge gehalten), 1886 noch in Italien, bei seinem Freunde Allers auf Capri. Eine seiner größten Lebensfreuden war die Musik, und namentlich mit seinem halben Landsmann Johannes Brahms, dann auch mit Stockhausen, Joseph Joachim, Hermine Spieß hat er in lebhaftestem Verkehr gestanden. Ein Sohn ist ihm, schon herangewachsen, gestorben, ein anderer lebt verheiratet in Mainz — im ganzen ist des Dichters Heim jetzt einsam geworden, aber er ist noch von wunderbarer geistiger Frische, liest immer noch sehr viel und weiß köstlich zu erzählen. Die Stunden, die ich 1895 und 1898 bei ihm verbringen durfte, zählen zu den schönsten meines Lebens.

Doch, wir müssen in die fünfziger Jahre zurück, in jene trotz der politischen Reaktion so schöne und bedeutsame Zeit, die meiner festen

Überzeugung nach die Litteraturgeschichte einst als das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung bezeichnen wird. Klaus Groth gehört unter die markantesten und einflußreichsten Persönlichkeiten dieser Zeit, auf seinen „Quickborn“ ist der neue Aufschwung der mundartlichen deutschen Dichtung zurückzuführen. Man setzte damals große Hoffnungen auf diese, Klaus Groth selbst nahm aber doch nur für die niederdeutsche Poesie besondere Bedeutung in Anspruch, weil die niederdeutsche Sprache eben keine Mundart, sondern die ebenbürtige Schwester des Hochdeutschen sei. In seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ (1858) vertrat er dann die Ansicht, daß das Übergewicht des Hochdeutschen über das Niederdeutsche für die Entwicklung unserer Litteratur bedenklich gewesen sei, womit er selbstverständlich auf heftigen Widerspruch stieß. Es liegt heute keine Veranlassung vor, das Schlachtbeil wieder auszugraben; ich begnüge mich, eine ältere Auslassung Klaus Groths (in der 4. Auflage des „Quickborns“) hierher zu setzen, die mir durchweg haltbar erscheint, und als Korrelat dazu eine Äußerung Hebbels über die Frage. Klaus Groth

schreibt 1855: „Es ist Mode geworden, unsere Poesie als mundartige oder als volkstümliche zu bezeichnen. In den letzten Jahren ist eine Flut von mundartigen deutschen Dichtungen entstanden, jedes Ländchen hat seinen Solosänger ins Konzert der deutschen Völkerstimmen gesandt, und je unverständlicher er zwitschert, für desto origineller hält sich der Vogel. Wenn man von da den Namen mundartige Poesie herleitet, so legen wir Protest ein. Das Plattdeutsche hat verschiedene Mundarten, z. B. die dithmarsche, angler, westfälische, mecklenburgische, pommersche — zum Beweise, daß es selbst keine Mundart ist; es ist eine selbständige Sprache, die ebenbürtige, ja, ältere Schwester des Hochdeutschen. Sie hat für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengeist den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand; sie ist nicht etwa naiv oder komisch oder derb oder schlicht: sie hat zum Lachen und Weinen die Geberde, sie kann gar vornehm und herablassend sein, und es steht ihr wohl an. Und wir, wir Plattdeutsche sind nicht etwa eine Abart von Volk, oder Klasse von Menschen, oder eine niedere

Sphäre, denen man auch ihre Freude gönnt, ihnen freundlich zunickt: sie möchten nur weitersingen, es sei ganz artig — wir sind nicht eine naturwüchsige Kaste mit einer volkstümlichen Poesie: sondern wir haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust, und wenn es denn notwendig nach dem Schnabel klassifiziert sein muß, so wartet doch — der Frühling hat erst begonnen —, ob nicht vielleicht noch Nachtigallen unter uns nisten werden, und ordnet uns nicht voreilig unter die Kohlmeisen. Mit einem Wort: wir haben und geben Poesie, urteilt, was sie als solche wert sei.“ Es war das gute Recht eines Dichters, so zu sprechen. Hebbel schrieb 1859: „Die plattdeutsche Litteratur ist, nachdem sie lange geruht oder vielmehr in tiefster Stille ihren Faden fortgesponnen hat, plötzlich wieder auf den Markt getreten und sogar mit einigem Lärm. Man darf Klaus Groths Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch als ihr neuestes Manifest betrachten, und diese haben, der wunderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutsche ausgerottet werden müsse, die sich vor Jahren einmal hervorwagte,

seine Existenzberechtigung aufs Unwiderleglichste dargethan. Nur kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er daraus, daß alles plattdeutsch gesagt werden kann, den Schluß zieht, daß auch alles plattdeutsch gesagt werden darf. Das würde auch nach meiner Ueberzeugung auf dem einzigen Gebiet, auf dem wir Deutsche seit Jahrhunderten einig sind, eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der Nationalgeist, der bis jetzt doch wenigstens in der Litteratur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftenden Dualismus verfiele, der vielleicht dereinst in der Weltgeschichte den Namen des deutschen Fluches tragen wird. *Man soll plattdeutsch sagen, was sich nur plattdeutsch sagen läßt*; wenn wir weiter gehen, so kommen wir am Ende wieder zur plattdeutschen Bibel zurück und mit Entfernung der hochdeutschen ist die Brücke zwischen dem Volk, dem doch eben genützt werden soll, und der hochdeutschen Kultur, der sich doch schwerlich bis zum jüngsten Tage eine ebenbürtige plattdeutsche an die Seite setzen dürfte, auch zerstört. Den Kreis aber steckt das *Herz* ab, denn das Gemütsleben, trete es nun

rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoristisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwiespalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth und Fritz Reuter oder „Reinke de Voß“, trotz Goethe, nicht ins Hochdeutsche übertragen lassen, aber ebensowenig Ludwig Uhland und Eduard Mörike ins Plattdeutsche. In diesem Kreise haben sich die plattdeutschen Dichter auch instinktiv gehalten, selbst Klaus Groth, ungeachtet seiner Theorie.“ Ganz gewiß hat Klaus Groth das gethan, es drängte jedoch damals noch das gesamte Volksleben Dithmarschens zum Ausdruck in heimischer Sprache, und so mußte Klaus Groth sie überall wählen. Bei der ästhetischen Beurteilung seiner Dichtung kommt aber der Umstand, daß sie plattdeutsch ist, gar nicht in Betracht oder wenigstens nicht mehr in Betracht, als eben auch der Charakter des Hochdeutschen dabei heranzuziehen wäre. Darin stimmen Hebbel und Klaus Groth überein: Auch plattdeutsche Poesie kann vollwertige deutsche Poesie sein, nein, sie ist das, wenn sie überhaupt Poesie ist — und so können wir die ganze

Sprachfrage unter den Tisch fallen lassen, zumal heute wohl kaum noch das Gesamt-Volksleben irgend eines deutschen Stammes zum Ausdruck in der heimischen Sprache drängt. Da hat sich Klaus Groth getäuscht: er stand nicht am Anfang einer Entwicklung, er schloß eine ab, das alte Niedersachsen brachte seinen Dichter hervor, ehe es zu Grunde ging. Aber in seiner Dichtung lebt es nun doch weiter.

Die dichterischen Werke Klaus Groths, die er seit dem „Quickborn“ herausgegeben, sind in chronologischer Reihenfolge: „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“ (hochdeutsche Gedichte) 1854, „Vertelln“ (plattdeutsche Erzählungen, I. Bd. 1856, II. Bd. 1860, „Voer de Goern“ (Kinderreime) 1858, „Rotgetermeister Lamp un sin Dochter“ (Gedicht) 1862, „Fiv nie Leder“ 1864, „Quickborn“, II. Teil 1870, „Ut min Jungsparadies“ (Erzählungen) 1876. Wir halten uns bei unsrer Betrachtung an die Gesamtausgabe und fassen jetzt den zweiten Teil des „Quickborns“ ins Auge, zu dem alle späteren plattdeutschen Dichtungen Klaus Groths mit Ausnahme des Bruchstückes „Sandburs Dochder“ vereinigt sind.

Er bildet nicht gerade wie der erste ein Ganzes, er trägt in etwas den Nachlesecharakter, wenigstens sein lyrischer Teil, aber doch sind Stücke darin, die es mit den besten des ersten Teils aufnehmen können. Dazu gehören von den persönlich-lyrischen Gedichten beispielsweise „In Düstern“, „Opt Feld alleen“, „Nan Baben“, „Ant Oewer“, „To Schäp“ — ich setze „Ant Oewer“ hierher:

„De Strom de treckt voeroewer
Un Segeln treckt der mit,
Geruhi liggt dat Oewer
Un steit de frame Hütt.

Reth steit herum to wanken,
De Fotstig treckt der lank,
Min Hart un min Gedanken
De gat densülwen Gank.

De Segeln swevt voeroewer,
De Strom bi Dag un Nacht,
Och, un vun Oewer to Oewer
Gat min Gedanken sacht.

Gat mank dat Reth alleben,
Gat mit den Stig herop,
Ja, mit den Rok na'n Heben
Dar stigt se himmelop.

Ik kann den Strom ni stoppen,
Nich buten un nich binn,
Dat geit as wogen un kloppen
Mi jümmer doer den Sinn."

Wie das jedem Dichter, wenn er älter wird, so geht, mischt sich nun auch Reflexion in die Lyrik; man vergleiche die Gedichte „Dat Glück", „Wat is en Jahr", „Min letzte Leed", „Twe Tekens an min Hus", „Aarnled". Doch ist dem Dichter die alte Kunst des volksliedartigen Liedes treu geblieben: Wie frisch klingen noch „Wer hö't se voer de Deef"? und die Lieder in dem Cyklus „Ei du Lütte", wie ergreifend wirkt „An de Karkhofsport" und der ganze Cyklus „Uennern Flederbom", aus dem die folgenden Strophen genau so volkstümlich geworden sind wie nur irgend welche aus dem ersten Teil:

„Keen Blom so schön, de mutt vergan,
Keen Steern de blüfft ann Heben stan.
He glänz mi as dat Morgenlicht,
Nu lenngt min Hart un findt em nicht!

He weer mi as de Morgendau,
Min warme Sünn ann Heben blau.
De düstern Wulken gat so dicht,
Nu lenngt min Hart un findt em nicht.

Min Sünn is weg un ünnergan,
Ik mutt bedröwt un truri stan.
De Thran bedeckt mi dat Gesicht —
Nu lenngt min Hart un findt em nicht!“

Einen ganz neuen Ton trägt in den zweiten Teil die patriotische Lyrik hinein, die fünf neuen Lieder zum Singen und Beten für Schleswig-Holstein: das Lied auf die Schlacht bei Idstedt ist so kräftig und volkstümlich, daß man sich wundert, es nicht in jeder Sammlung deutsch-patriotischer Lyrik zu finden:

„Uns twintig Bataillonen
Bi Idstedt wat en Heer!
Kanonen un Schwadronen
Uns egen Lüd un Per!

Dat weer de Herr Willisen,
Dat weer de General,
Weer awers nich von Isen,
Un ok keen Mann von Stahl.

Wi harrn se seker kregen,
Se dwungen stumm un dumm;
Do blas' dat langs de Regen:
Torügg, Kamrad, kehr um!

Weer dat en Tid tum Blasen:
„Umkehrt!“ as bi en Jagd?
Gung't denn op Reh un Hasen,
Weer't nich en bittre Slacht?

Harrn wi nich stan as Palen?
Nich wadt in Sweet un Blot?
Un Mennig schreeg in Qualen,
Un Mennig leeg dar dot!" u. s. f.

Ich denke, das Gedicht kann in seiner Art den Vergleich mit den so vielgerühmten patriotischen Strophen Theodor Storms aushalten. — An die besten Balladen Klaus Groths schließen sich „Herr Nanne", „De Alkenkrog", „De Hasenkrieg" würdig an. Die Idylle ist durch das so überschriebene, dem eigenen Leben des Dichters entnommene Gedicht vortrefflich vertreten, idyllisch wirken auch Gedichte wie „Summerbild ut de Marsch", „In Harst", „Harstregen", „Lebensabend", mit welch letzterem zusammen ich das ergreifende, so ganz aus der Seele unseres Volkes stammende „He mugg ni mehr" nennen möchte. Auch der alte Humor ist dem Dichter treu geblieben und hat gar noch ein neues Gebiet erobert, das Seemannsleben der Ostküste. Klaus Groths „Kaptein Pött" ist sicherlich eine der ergötzlichsten Gestaltungen des deutschen Seebären und, den Mann in plattdeutschen Sonetten seine Ansichten aussprechen zu lassen, ein ganz gelungener Einfall, der nicht etwa nach der

Lampe riecht — man lese nur! Sehr reich sind in dem zweiten Teil des „Quickborns" auch die Kinderlieder vertreten, viele diesmal dem wirklichen Volkskinderreim nahestehend, manche aber doch auch wieder von bemerkenswerter Selbständigkeit und Schönheit, wie z. B. „Dat Kind weer erstaunt":

„Hier is de Steen — un hier de Sot —
Un de Mann de drog en swarten Hot —
He sett sik op den groten Steen —
He sett den Hot sik oppe Kneen.

Dat Dok weer in den swarten Hot —
Dat Water in den deepen Sot.
He wisch den Sweet sik vunnen Kopp
Un trock sik langsam Water op.

He hett dat drunken ahn en Wort,
Un neem sin Hot un wanner fort. —
Dar is de Sot — un dar de Steen —
De kann dat Kind ut Finster sehn."

Des Weiteren enthält der Band ziemlich viele Übersetzungen, besonders nach dem Holländischen und Vlämischen. Der vlämische Dichter Pol de Mont, der recht wohl erkannt hatte, was Klaus Groth der ganzen niederdeutschen Sprachbewegung genutzt, rief dem Dichter zu:

„Du dütsche Skald, du edle Fründ,
Du fri un stolt Gemoth —
Di lev un gröt ik — nimm min Hand:
Bün Kind vun't sülwe Blot!“

und Klaus Groth suchte wieder die Holländer und Vlämen seinem Volke näher zu bringen. Sehr zahlreich und in ihrer Art bedeutend, bald ernst, bald humorvoll sind dann die Gelegenheitsgedichte im zweiten Teil des „Quickborns“.

Bei weitem die wertvollste Gabe bietet er jedoch in den beiden größeren Dichtungen „De Heisterkrog“ und „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder“.

---

## IX.

„Rotgetermeister Lamp un sin Dochder“ und „De Heisterkrog“ bezeichnen mit den besten der Lieder und Balladen die Höhe der Poesie Klaus Groths. Was „Peter Kunrad“ und „Hanne ut Frankrik“ versprochen, ist in ihnen vollgereift und damit schon das thörichte Gerede, daß Klaus Groth keine Entwicklung gehabt habe, als hinfällig erwiesen. Die beiden Werke

ergänzen sich, der „Rotgeter“ stellt Geest und Geestleute — auch Heide, wo er spielt, ist ja Geestboden —, der „Heisterkrog“ die Marsch und Marschleben dar; der „Rotgeter“ bleibt im wesentlichen Idylle, der „Heisterkrog“ ist Schicksalsgeschichte; über dem „Rotgeter“ steht sozusagen die Sonne „Hermann und Dortheas“, der „Heisterkrog“ ist modern und dementsprechend auch in jambischen Versen geschrieben, während beim „Rotgeter“ der Hexameter verwendet ist. Ganz ähnlich steht es übrigens schon mit „Peter Kunrad“, der dem „Heisterkrog“, und „Hanne ut Frankrik“, die dem „Rotgeter“ entspricht — es ist bewunderungswürdig, wie sicher Klaus Groth von vorne herein seinen Weg ging, wie richtig er die Mittel für seine Zwecke allezeit wählte. Wie bei allen großen Talenten waren bei ihm Kraft und Erkenntnis stets im schönsten Gleichgewicht, er konnte, was er wollte, und es ist nie vorgekommen, daß er fehlgegriffen hätte. Dazu gehört freilich auch eine glückliche Natur und der feste Wille, allezeit Poet, nur Poet zu sein.

Der „Rotgetermeister“ hat wenig Handlung; auf ihn paßt daher wohl die Bezeichnung idyllisches

Epos. Ich habe von der Sonne „Hermann und Dorotheas“ gesprochen, die auf dem Werke ruhte; eine Nachahmung des Goethe'schen Werkes ist es natürlich nicht, alles, was Klaus Groth giebt, giebt er aus Eigenem, seine Menschen sind schärfer geprägt, sein Detail ist realistischer, seine Welt im ganzen enger als die Goethes. Es wohnt in der Stadt Heide ein Rotgießermeister — lieber hört er sich Gelbgießer nennen —, der eine schöne und brave Tochter hat. An einem Tage, wo in Heide etwas los ist, das neue Werk- und Armenhaus eingeweiht wird, kommt nun ein „Vetter“, ein Geestbauer, in die Stadt gefahren und wirbt durch seine Schwester um das Mädchen. Sie schlägt den Bewerber aus, denn sie trägt einen Jugendgespielen, den Sohn eines aus Holland stammenden Ölmüllers, im Herzen. In stiller Nacht darauf geht ihr das, was sie gethan hat, noch einmal durch den Sinn; sie sieht den schönen Geesthof vor Augen und denkt an das ruhige Leben, das ihr alt werdender Vater bei dem tüchtigen und gutherzigen Schwiegersohn führen könnte; aber nein, sie hat doch recht gethan. Am andern Morgen trifft sie mit dem als gereifter Mann

wieder heimgekehrten Jugendgenossen am Sterbebett seiner Großmutter zusammen, ihr Glück ist gesichert. Das ist die ganze Handlung der Dichtung, aber wie trefflich ist die Charakteristik, wie reich das Detail. Vor allem der alte Rotgießer ist lebensvoll geraten, ganz individuell, trotzdem er auch ein vortrefflicher Standestypus ist: Ein Mensch mit sehr vielen Eigenheiten, so daß er Fernstehenden leicht etwas komisch erscheint, aber herzensgut, zum Raisonnieren geneigt, durch das Alter und den Verlust seiner Frau etwas trübsinnig oder doch wehmütig geworden, aber doch wieder voll von Interessen, voll Erfahrung und praktischen Sinnes. Man fühlt die Liebe, mit der er geschaffen ist, der Einheimische bewundert daneben auch die tiefe Menschenkenntnis und ausgezeichnete Beobachtungsgabe des Dichters. Der heitere, zum Wohlleben geneigte Nachbar Schlachter bildet zu ihm einen hübschen Gegensatz; mitten inne steht der arbeitstüchtige und arbeitsfrohe, in seiner Art stolze Geestbauer. Ein Armenhausinsasse, der nur vorübergehend auftaucht, kehrt noch in einem spätern Werke Klaus Groths wieder. Mädchengestalten werden bekanntlich nie so indivi=

duell wie Männergestalten, die Mischung von Ernst, Frische und Lieblichkeit in der Anna ist dem Dichter aber doch gut geglückt. Sie ist eine der blonden Mädchengestalten des Dichters; er hat auch dunkle („Hanne ut Frankrik“ ist die erste dieser Reihe), die gewöhnlich feiner und zarter, ein bißchen fremdartig gehalten sind. Der Liebhaber, Johannes Baas, hat etwas von Hermann in der „Hanne“, doch sind er und überhaupt die Holländer in der Dichtung nicht so sorgfältig ausgeführt wie die übrigen Personen, nur ihre Volksart tritt scharf hervor. Klaus Groth liebt es, mit Recht, durch Gegensätze zu seinem Dithmarscher Volkstum zu wirken, er bringt dadurch auf das natürlichste Leben und Abwechslung in seine größeren Dichtungen. Ganz wundervoll ist das Detail im „Rotgeter“, Straße, Haus, Werkstatt, Stube, Feld, alles gewinnt sein eigentümliches Leben. Weder die Hantierung bei der Rotgießerei noch das Fuhrwerk, die Pferde und das Zaumzeug des Geestbauern bleiben ungeschildert, aber jede Schilderung ist auch am rechten Platze. Wer, wenn er nicht eben ein unverbesserlicher Büchermensch ist, hätte nicht seine helle Freude an folgenden Versen:

„inne Vos verpusten de Brun sik,
Twee so glatt man se weidt op en Wisch twischen Eider un Elfstrom.
Bleßte, tamm as de Schap, un lat sik locken as Schothunn,
Klok un krütsch as de Muppsen! — Dar! prust se nich gegen uns Water?
Pumpenwater is hart, se drinkt to Hus uten Quellborn!"

Züge wie der letzte findet man etwa nur noch bei Jeremias Gotthelf, bei den „poetischen Realisten" der Zeit Klaus Groths wird man vergeblich danach suchen. Und die eigentliche Poesie, die Poesie im engeren Sinne kommt auch nicht zu kurz im „Rotgeter". Ich erinnere nur an die eine Stelle, wo der Dichter malt, wie dem Kinde die sonn= beglänzte Welt unheimlich erscheint. Im ganzen ruht, wie gesagt, Heiterkeit über dem Werke, die Sonne aus den Jugendtagen des Dichters, die ja doch auch die Sonne „Hermann und Dorotheas" — direkt mag das Gespräch im sechsten Abschnitt aus diesem Werke abzuleiten sein — und die Sonne Homers ist.

Dagegen hinterläßt der „Heisterkoog" im ganzen einen düstern Eindruck — das Naturleben der Marsch ist einförmiger, düstrer, aber auch groß= zügiger als das der Geest, und ihm entspricht

das Menschenleben. Klaus Groth hat seine Geschichte nach Bredstedt im westlichen Schleswig auf alten Friesenboden verlegt und die Lokalität streng festgehalten, doch paßt seine Darstellung des Volkslebens im wesentlichen auf jede Marschgegend, beispielsweise auch auf die Wesselburner, die der Dichter in seiner Jugend kennen gelernt hatte. Die Dichtung beginnt mit einer sehr lebendigen Schilderung des Bredstedter Michaelismarktes — Jahrmärkte bedeuteten bis in unsere Tage hinein noch etwas im westlichen Schleswig-Holstein, wo die größeren Städte fehlen, und es ist Klaus Groth vortrefflich gelungen, nicht bloß die Szenerie, sondern auch die Stimmungen des Marktes von der hellen Vorfreude bis zu der eigentümlichen Wehmut, die der fast jähe Zusammenbruch der Marktherrlichkeit erweckt, wiederzugeben. Und am Schluß des Marktes läßt er in künstlerisch feinberechneter Weise zuerst seinen Helden Johann van Haarlem auftreten — mit seinen beiden Schwarzen fährt er rasch vorüber, und es fällt das dunkle Wort „Es läßt ihn bisweilen nicht zu hause.“ Mit dem zweiten Gesang setzt die Vorgeschichte ein; wir sehen, wie ein

neuer Koog dem Meeresboden abgewonnen wird und wie sich ein Holländer, Rip van Haarlem, dort ansiedelt, den Heisterkrog gründet. Der dritte Gesang stellt die Kindheit des Helden, Rips Sohnes, dar; die ganze eigenartige Poesie der Marsch kommt in diesem Gesange zur Erscheinung. Und dann ist der Held herangewachsen, lebt seine rasche, feurige Jugend und sieht sich unter den Töchtern des Landes um, um zuletzt doch auf Rat seines Vaters eine entfernte holländische Kousine zu heiraten. Der Vater stirbt, alles geht seinen Gang, nur Kinder kommen nicht ins Haus, die Frau ist kränklich — da setzt das Schicksal ein: Im fünften Gesange lernen wir die Familie eines Angliters kennen, der sich als Weber in Bredstedt niedergelassen hat, und dessen Tochter Maria das Wohlgefallen der Frau van Haarlem erregt. Am Bredstedter Michaelismarkt nimmt sie sie zu sich auf den Wagen und fährt mit ihr durch den Ort. Der sechste Gesang bringt schon den Ausgang: Maria kommt, als ihr Vater nach Amerika auswandert, auf den Hof, langsam entsteht die Liebe zwischen ihr und Jan, lange wissen sich beide zu beherrschen, da, eines Tages, als Jan zu

Markte fahren will, kommt es unversehens zu Wort und Kuß, Frau van Haarlem sieht es und geht ins Wasser, Maria stirbt ihr nach, Johann vereinsamt:

„As he dat Graff harr tweemal oepen laten,
Wo 't vun de Port ut, wo de lahme Püttjer
Sünnabends seet, dweer oewern Karkhof föhr,
Wo 't ruhig ünner hoge Rüstern leeg,
Do fahr Jehann to Hof, un keem nich wedder.
Blot dann un wann, vellicht in 'n hogen Summer,
Vellicht in 'n Harst, tomal Michelimarkt,
Wenn 't roewer trock na Marsch as fröli Stimm
Von Minschen, Veh, vun Orgeln un Gesang,
Denn jag he mit sin Swarten rop na Bredstedt.
Dat lee em ünnerwilen nich to Hus,
As Jan sä vun de Trepp, un wer em seeg,
De wuſt, he jag mal um den Karkhof rum,
Da, wo Fru Haarlem leeg un Mika Wewers,
Un denn verswunn he, aewern Dreecksplatz,
Na Brecklum langs, na Süderwischen dal,
Un eensam wedder, fründli still und stumm,
So seet un keek he ut sin Peselfinstern,
Un wanner langs de Fenn un langs den Dik.

Doch wis' dat Volk sik abends ute Feern,
Wenn hell de Kimming glemt, de hogen Eschen
Un sprok mit lisen Stimm und as mit Andacht
Von Schuld un Unglück op den Heisterkrog."

Es ist ungefähr die Welt, in die Theodor Storms (viel spätere) letzte Novelle, „Der

Schimmelreiter“ führt, die Klaus Groth hier dargestellt hat, auf seine besondere Art natürlich, immer noch der alte lebensfrohe Realist, doch mehr als sonst auch durch Stimmung wirkend. Der alte Rip van Haarlem, viel umher getrieben im Leben, hat jene Resignation, die so viele Menschen Theodor Storms auszeichnet, dithmarsisch-niedersächsisch eigentlich nicht ist; sein Sohn Johann ist eine Kraftnatur, wie sie sich in den Marschen häufig ausbildet, und wir wissen denn auch bald, daß sie nicht ohne ihr Schicksal durchs Leben kommen wird. Maria wirkt vor allem durch den Zauber der Schönheit, ist aber dabei eine äußerst keusche Natur, dem Leben nicht allzufremd — man denkt an den Agnes Bernauer-Typus, auf den sich in der That eine Reihe von Frauengestalten Klaus Groths zurückführen lassen, wie denn auch Hebbel früh an ihn geraten ist. Als Nebenpersonen treten sehr wirksam Jan vun de Trepp, einer der in den Marschen nicht seltenen Erfinder, dem zum Perpetuum mobile nur noch ein bißchen fehlt, und die gleichfalls aus dem Leben gegriffenen Brüder Lüsing, musikalische Tischler, auf. Sehr gut charakterisiert ist auch der Durch-

schnittsmarschbauernschlag mit Söhnen und Töchtern. Über dem Ganzen liegt verschleiernd die Marschluft, trotz alles Realismus im einzelnen, und seltsam tiefe Töne dringen bisweilen — man weiß kaum, woher — herauf. Ja, er ist Klaus Groths Meisterwerk, „Der Heisterkrog“, wenn man eben nur die größeren Werke ins Auge faßt, freilich auch wohl das, wo er hochdeutscher Dichtung am nächsten kommt, das am ersten übertragbar wäre. Das scheint auch Emanuel Geibel empfunden zu haben, als er es Klaus Groth gegenüber „überhaupt das allerschönste Idyll“ nannte und weiter sagte: „Den Vers, den du baust, kann selbst mein Freund Paul Heyse nicht.“ Nein, den kann er wohl nicht und auch manches andere nicht; die hochdeutschen Dichter, die Konkurrenz fürchteten, konnten froh sein, daß Klaus Groth der heimischen Sprache treu blieb.

Man hat den „Heisterkrog“ nicht genug beachtet, selbst in Schleswig-Holstein nicht. Als er erschien, war die Begeisterung für die volkstümliche plattdeutsche Dichtung schon so ziemlich wieder dahin. So viel muß ich aber doch feststellen: In den fünfziger und sechziger Jahren

hat sich Klaus Groth in seiner Heimat und darüber hinaus einer so echten Popularität erfreut, wie sie kaum je einem Dichter zu teil geworden ist, die Kluft zwischen Gebildeten und Volk war, wie Müllenhoff sagt, damals in diesem Betracht wirklich ausgeglichen, im Honoratiorenzimmer wie in der Gesindekammer wurde der Dichter gelesen, gesprochen, gesungen, das ganze Volk betrachtete ihn als den seinigen. Ich z. B. habe den „Orgeldreier" aus Muttermund kennen gelernt, obgleich das Buch nicht in unserm Hause war, und „Lütt Matten de Has" und „Aanten in Water" im wörtlichen Sinne des Wortes von der Straße mitgebracht, „Lütt Anna Kathrin" von der Liedertafel singen und „Min Jehann" unter starker Rührung von Leuten aus dem Volke deklamieren hören. Aber dann kam, für uns Schleswig-Holsteiner definitiv 1870, die neue Zeit, die Zeitung verdrängte das Buch und die Poesie, der patriotische Kommers, überhaupt die Wirtshaussitzerei die zwanglosen Zusammenkünfte, unser ganzes Volksleben ward uniformiert, verflacht, zu Grunde gerichtet, und das traf auch unseren Dichter Klaus Groth, dessen Wirkung auf die

Heimatliebe gegründet ist, wenigstens bei den breiteren Kreisen. Entschädigt wurde er freilich in etwas durch den Einfluß, den er in den Niederlanden und in Nordamerika gewann.

Auch die Litteraturgeschichte hat Klaus Groth viel geschadet. Von Lyrik versteht der Durchschnittslitteraturmensch ja überhaupt nichts und von plattdeutscher Lyrik, die mit dem Herzen genossen sein will, selbstverständlich weniger als nichts. So konnte man, nachdem die erste Begeisterung für den Dichter verrauscht und — Fritz Reuter aufgetreten war, bald ganz seltsame Urteile über den großen niederdeutschen Lyriker lesen, die dann natürlich selbst bis in die Heimat wirkten, da es Neider und Leute, die den Propheten in seinem Vaterlande gern übersehen möchten, ja überall giebt. Noch heute findet man vielfach jene Urteile. Ich führe eins von ihnen an: „Der frische, körnige Humor, welchen Fritz Reuter so körnig zu Gehör brachte, fehlte darin (in Klaus Groths Dichtungen) oder ließ sich wenigstens nicht ohne einen gewissen Zwang erreichen. Überhaupt vermißt man das eigentlich Überzeugende oder vollkommen Natürliche der plattdeutschen Form bei Groth. Man

hat von ihm den Eindruck eines ganz hochdeutsch Gebildeten, welcher hochdeutsche Gedichte macht und diese ins Plattdeutsche übersetzt. Diese Wahrnehmung wird dadurch bestätigt, daß er künstliche Formen der Dichtung, z. B. das Sonett, verwendet, womit er die Grenzen des von ihm gewählten Idioms überschritt. Deshalb sind auch seine Dichtungen im wesentlichen mehr das Eigentum der Gebildeten geworden und geblieben, als daß sie ins Volk eingedrungen wären." Mit so dummem und teilweise infamem Gerede glaubte man den Dichter abthun zu können, dessen Gedichte ein Friedrich Hebbel, der als Niederdeutscher für das Überzeugende und Natürliche doch wohl Autorität war, mit denen Uhlands und Mörikes verglichen und für unübersetzbar erklärt hatte, was sie, wie ich aus eigener schmerzlicher Erfahrung weiß (denn ich habe Übersetzungen versucht und bin am Ende auch ein Stück Poet), in der That sind. Übersetzte Klaus Groth wirklich selber ins Plattdeutsche, so müßte doch die Rückübersetzung sehr leicht sein. Welch eine Dummheit ist es ferner, Klaus Groth den Gebrauch des Sonetts vorzu-

werfen, da er es nur zu komischen Zwecken, gleichsam zur Travestie benutzt hat, wie man ja auch die feierliche Stanze im komischen Epos gebraucht. Das Elend war, daß der erfolgreiche Fritz Reuter überall als der Normalplattdeutsche angesehen wurde, obwohl doch der Mecklenburger und der Dithmarscher mindestens so verschieden sind als der Bayer und der Schwabe, obwohl es doch eine Forderung einfachster Gerechtigkeit ist, nicht den Lyriker und den lyrischen Epiker mit dem Erzähler und Humoristen über einen Leisten zu spannen. Ich denke nicht im Traum daran, Fritz Reuter seine eigentümliche Bedeutung abzusprechen, er ist und bleibt der deutsche Dickens, aber ein großer Poet, wenn ich den Begriff im strengsten Sinne nehme, und ein großer Künstler ist er nicht, dazu sind seine Werke viel zu wenig gleichmäßig, seine Gefühlsdarstellungen viel zu sentimental, sein Humor viel zu wenig wählerisch. Die jüngere Generation hat sich darum auch schon vielfach von ihm abgewandt, während Klaus Groth, der eben künstlerische Gebilde gegeben, jetzt schon wieder mehr verehrt wird. Nicht der große Unterhaltungsschriftsteller, der Reuter war, und der ohne große

poetische Gaben nicht denkbar ist, der Dichter siegt zuletzt. Im übrigen können wir Niederdeutschen uns freuen, daß wir „beide Kerle“ haben.

---

## X.

Mit seinem 1854/55 geschriebenen, 1855 veröffentlichten „Detelf“ (in den gesammelten Werken umgearbeitet als „Wat en Holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hett voer, in un na den Krieg 1848“) hat Klaus Groth auch die plattdeutsche Prosa-Erzählung, die plattdeutsche Prosalitteratur neu geschaffen — Reuters „Franzosentid“ erschien erst 1860. Der Dichter selbst macht in dem Vorwort zu seinen Erzählungen darauf aufmerksam, daß plattdeutsche Prosa 1854 seit Jahrhunderten nicht geschrieben worden sei und eine gewisse Schüchternheit und Unsicherheit in seinen ersten Versuchen daher ihre Erklärung finde; erst im zweiten Bande seiner „Vertelln“, in „Trina“ und „Ut min Jungsparadies“ habe er sie überwunden. Ich muß es den Philologen überlassen, des Dichters sprachliche

Entwicklung genauer zu verfolgen, erkenne aber doch, daß bei ihm nicht bloß Wort und Wortform, sondern auch die Syntax plattdeutsch ist (vgl. oben in Abschnitt II die Citate, die ich wörtlich übersetzt habe), was immer als das beste Kennzeichen der vollständigen Beherrschung einer Volkssprache gelten muß. Reuter, glaube ich, ist in dieser Beziehung viel hochdeutscher. Daß im übrigen Klaus Groths „Vertelln“ gegen die „Ollen Kamellen“ des Mecklenburgers nicht aufkommen konnten, ist unschwer zu erklären; nur hätten die Leute, deren Verpflichtung es ist, von deutscher Kunst etwas zu verstehen, sie nicht über die Achsel ansehen und die Landsleute des Dichters sie viel mehr würdigen sollen.

Die Erzählungen Klaus Groths sind nicht zahlreich, im ganzen acht an der Zahl, davon drei größeren Umfangs: „Detelf“ (ich behalte den ursprünglichen Titel bei, 1855), „Trina“ (1856), „Um de Heid“ (1871). Die kleineren Erzählungen sind „De Waterbörs“ (1855), „Witen Slachters“ (1877) und die drei „Ut min Jungsparadies“ (1876): „Min Jungsparadies“, „Von den Lüttenheid“ und „De Höder Moel“. „Detelf“

spielt in einem Dorfe bei Heide und führt dann über die Schlachtfelder des unglücklichen Feldzugs von 1849/50, „Trina“ hat das Geestdorf Odderade und Meldorf zum Schauplatz, „Um de Heid“ Heide selbst. Heider Erzählungen sind ferner „De Waterbörs“, „Witen Slachters“ und „Von den Lüttenheid“, während „Min Jungsparadies“ und „De Höder Moel“ in und bei Tellingstedt auf der norderdithmarsischen Geest spielen. Zeitlich am weitesten zurück geht „Um de Heid“, das die Napoleonischen Kriege zum Hintergrund hat, alle übrigen mit Ausnahme vielleicht von „Trina“, gehen von Kindheitserinnerungen des Dichters aus und erstrecken sich über die zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. „Trina“ kann man in die Zeit, wo sie geschrieben wurde, also in die fünfziger Jahre verlegen; jedenfalls spielt sie nach 1845.

Wenn ich nun die Erzählungen einzeln betrachte, so stellt sich mir die erste, „Detelf“, als die stofflich, dem Gehalt nach, „Trina“ als die künstlerisch bedeutendste dar; „Um de Heid“ hält zwischen beiden die Mitte, ohne die eigentümlichen Vorzüge beider ganz zu erreichen. Ein

Bild schleswig-holsteinischer Zustände vor, während und nach 1848 hat der Dichter in seiner ersten Erzählung geben wollen, und er hat das auch erreicht, wenn auch in engem Rahmen. Wir haben kaum eine andere Erzählung, die uns so unmittelbar in jene Zeit versetzte, und bei der Schilderung des unglücklichen Ausgangs der Erhebung und der Ergebung ins unbezwingliche Schicksal nach der Niederlage bricht sich das Mitgefühl des Dichters in solcher Stärke und Unmittelbarkeit Bahn, als wäre das Blut auf den Gefilden Idstedts noch nicht vom Regen hinweggespült. Aber die Erzählung ist trotzdem nichts weniger als eine reinhistorische, sondern eher eine biographische, die Kindheits- und Entwicklungs-, in geringerem Grade die Liebesgeschichte des Helden Detlef, eines Müllergesellen, tritt ebenbürtig neben die Kriegsgeschichten, diese bilden die natürliche Höhe, und so ist denn das Werk ein rundes Ganzes. Noch ist der Dichter ein wenig karg im Detail und gelegentlich etwas ungelenk, noch treten die Nebenpersonen nicht so plastisch hervor, wie in späteren Werken, doch wird der Charakter des Helden, einer schlichten, geraden, tüchtigen nordi-

schen Mannesnatur mit jenem Zug nach dem Höheren, den der Dichter allen seinen männlichen Lieblingsgestalten giebt, in jeder Einzelheit verständlich, und schon zeigt sich, in der Gestalt des Jochen Pee, der eigentümlich trockene Humor des Dichters, der zugleich der seines Volksstammes ist, und der sich von dem mecklenburgischen Reuters dadurch unterscheidet, daß er nicht gern auf den Tisch haut. Land und Volk Dithmarschen spielen auch hier, wie bei fast allen Werken des Dichters, gewissermaßen mit, und wenn man für den Roman der Zeit die Forderung aufstellte, er solle das deutsche Volk bei der Arbeit suchen, so ist das hier in der natürlichsten Weise geschehen. Eigentliche Problemgeschichten kennt Klaus Groth nicht, das Seelenleben der Menschen wird nie von ihrer Umgebung und ihrem Tagewerk losgelöst — wozu bei Dithmarscher Menschen allerdings auch keine Veranlassung vorlag.

„Trina“ ist die Geschichte eines jungen Mädchens, einer Odderader Bauerntochter, nicht eigentlich Liebesgeschichte, sondern, was für den Dichter charakteristisch ist, auch wieder Entwicklungsgeschichte. Das dörfliche und im zweiten Teil

das kleinstädtische Leben Dithmarschens hat in dieser Erzählung, die die erreichte Meisterschaft in der Prosa bezeichnet, die klassische Darstellung gefunden, eine Darstellung, die noch heute, in den Grundzügen wenigstens, zutrifft und dieses Werk als das modernste Klaus Groths (neben dem „Heisterkrog“) hinstellt. Trina, die Heldin, gehört wie Anna im „Rotgeter“ zur blonden Gattung der weiblichen Lieblingsgestalten des Dichters, die bei aller Weichheit eine große innere Stärke besitzen und, wie sie von stiller, ruhiger Schönheit, auch gehaltene Charaktere, klar, schlicht, maßvoll, dabei aber doch tief sind. Es ist wohl der Aufmerksamkeit wert, wie der Dichter diese Charaktere zur Anschauung bringt; die moderne Analyse fehlt noch vollständig, alles ist Natur und wird auch als Natur gegeben, meist mit erstaunlicher Sicherheit, ohne daß je die Versuchung, künstlich zu beleuchten, an den Dichter heranträte. Hier ist etwas Aehnlichkeit mit der Weise Gottfried Kellers. Daß Klaus Groth übrigens nicht bloß seine Lieblingsfrauengestalten überzeugend durchzuführen vermag, thun in der „Trina“ die so verschiedenen Charaktere der Mathilde und der

Düveke dar. Gut gelungen sind hier auch die Männer, der milde Bauer Jan Niklas, der Eulenspiegel Peter Stamp, der Honoratiorensohn und Streber Friedrich, der Baumeister, der vom Schlage Detlefs ist. Besonderen Wert erhält die „Trina“ noch durch die feinen Lokaltöne, die auch die moderne Kunst nicht besser geben könnte. Handlung enthält sie nicht sehr viel, und es mögen wohl Klagen über ihre „Breite“ laut geworden sein, die aber hier so gut unberechtigt sind wie etwa bei Otto Ludwigs „Heiterethei“ — diese Art Erzählungen sind ganz nnd gar auf das Detail gestellt, nur dadurch ist die höchste ethnographische und psychologische Treue, die ihre Aufgabe ist, zu erreichen.

„Um de Heid“ näherte sich von allen Erzählungen Klaus Groths vielleicht am meisten dem Roman, wird aber keiner. Der Hintergrund, die Zeiten Napoleons und der Kontinentalsperre, ist sehr bedeutend, das Schicksal Reinhold Nissens, des Emporkömmlings (seine Stellung, nicht sein Charakter, erinnert an den Vollmacht in „Ut de Marsch“), hätte unzweifelhaft zu einem breiteren Gemälde Stoff geboten, Klaus Groth ließ aber

die Liebesgeschichte Thies Thiessens, des Schreibers, in den Vordergrund treten, dabei wieder mehr Entwicklungs= als reine Liebesgeschichte bietend. Reinhilde, Nissens Tochter, ist, kann man wohl sagen, die Ausführung der Hanne in „Hanne ut Frankrik", also dunkler Typus, der Schreiber gehört der Reihe Hermann, Johannes Baas an — Detelf und den Baumeister überragt er an Weltgewandtheit, obwohl er dem Kern nach ihnen verwandt ist. Man muß überhaupt, nebenbei bemerkt, nicht glauben, daß die Menschen Klaus Groths nach einer Schablone wären; sie haben bei vielen gemeinschaftlichen, den Stammeszügen doch meist ausgeprägt individuelle Physiognomien. In diese Erzählung sind die Jugendüberlieferungen (nicht =erinnerungen) Klaus Groths hineingeflossen, und so hat sie ein stark kulturhistorisches Milieu erhalten, das von besonderem Reiz ist. Auch schöne Naturschilderungen finden sich, wie die des Einzugs des Frühlings im Norden, und als der unerschrockene Realist, der Klaus Groth trotz seines echten Dichtertums ist, giebt er uns eine so treue Darstellung des Betriebs einer Oelmühle, daß wir fast den Geruch des Oels zu

spüren glauben. Auch ist „Um de Heid“ sehr reich an Nebenpersonen, kurz, der Dichter hatte zu einem Roman alles zusammen. Wenn aber auch keiner entstanden ist, die Erzählung hat doch ihre Bedeutung als die beste Darstellung schleswig-holsteinischer Verhältnisse in den Tagen des ersten Napoleons, die wir bisher besitzen.

„De Waterbörs“, „Witen Slachters“ und „Vun den Lüttenheid“ kann man als Heider Geschichten gut zusammenstellen. „De Waterbörs“ ist eine richtige Liebesgeschichte, Anton und Marie, die Hauptpersonen, tragen im ganzen den Detlef- und Trinatypus und darüber, daß sie sich finden, kann im Grunde kein Zweifel sein. Das Institut der „Wasserbörse“ ist wohl heute in Dithmarschen zu Grunde gegangen; es fand sich einst überall und war von großer sozialer Bedeutung, da es vom Wirtshausbesuch abhielt. — Auch „Witen Slachters“ (Wiebke, des Schlachters Tochter) ist eine Liebesgeschichte, mit der sich ein Stück sozialen Auf- und Absteigens zwanglos verbindet. Witen Slachters ist die arme Schönheit, deren Geschick in kleinen Verhältnissen auch Friedrich Hebbel, wie eine Tage-

buchnotiz berichtet, ans Herz ging und ihm, wie ich schon andeutete, wohl die Grundstimmung seiner „Agnes Bernauer" gab. — Eine solche arme Schönheit ist dann auch Johanna Oldenborg in „Vun den Lüttenheid", die unter die Schauspieler geht. Diese Erzählung muß man ihrer Stimmungsgewalt wegen mit unter die besten Werke Klaus Groths zählen; sein Detelf Ramm, der schon im „Rotgetermeister" vorkommt, ist eine der rührendsten Gestalten seiner Dichtung, freilich spezifisch nordelbingisch (Groth meint sogar, spezifisch-dithmarsisch), so daß sie höchstens unter Theodor Storms Menschen Seitenstücke findet. Von kulturhistorischer Bedeutung ist in dieser Erzählung die Schilderung des Theaterwesens früherer Zeit.

In allen Heider Geschichten findet man reiches Material zu einer Lebensbeschreibung Klaus Groths; im Grunde hat er überhaupt nur Selbsterlebtes geschrieben. Einen direkt autobiographischen Anlauf aber nimmt er in der Erzählung „Min Jungsparadies", die uns nach Tellingstedt versetzt und Schmuggel- und Jagdgeschichten mit einer Liebesgeschichte verknüpft. Hier findet sich

wieder eines der Prachtstücke der realistischen Milieuschilderung des Dichters, die Darstellung einer Töpferwerkstatt, die es mit Otto Ludwigs berühmter Schilderung der Schieferdeckerei und manchen Zola'schen Schilderungen wohl aufnehmen kann. Von gewaltiger Wirkung ist in dieser Erzählung die Katastrophe, der Schneesturm. — Ziemlich allein unter Klaus Groths Geschichten endlich steht die düstere „Höder Moel", in der der Dichter, wohl absichtlich, manches unklar läßt. Sie ist in gewisser Hinsicht eine Annäherung an den Stoffkreis und die Weise Storms, vielmehr noch als de „Heisterkrog", doch ist der Rahmen wenigstens echt Klaus Grothisch-volkstümlich. — Der Vollständigkeit halber erwähne ich hier auch noch die beiden in seine „Gesammelten Werke" aufgenommenen Skizzen des Dichters: „Büsum. Eine Dorfidylle" und „Sophie Detlefs un ik", die gleichfalls ein Stück heimischer Natur und heimischen Lebens widerspiegeln. Die zweite ist auch biographisch äußerst wichtig.

Alles in allem stellen sich die Erzählungen als eine notwendige Ergänzung der beiden Teile des „Quickborns" dar, nicht gerade als poetischer

Kommentar, obgleich sie dem, der sich in sie einliest, vielfach den Dienst eines solchen leisten, sondern als Behandlung solcher, vor allem zuständlicher Elemente des dithmarsischen Volkslebens, die in die Lyrik und die lyrische Epik des Quickborns nicht hineingingen. Selbständige und eigentümliche Schöpfungen sind sie darum doch, so gern auch der Dichter bewußt die Sonderpfade schreitet, die ihn sein eigenes Leben geführt, so oft er darauf ausgeht, Land und Leute zu charakterisieren, anstatt bloß seine Geschichte zu erzählen. Mit Fritz Reuters Romanen sind sie in kaum einer Beziehung zu vergleichen und mit Theodor Storms Novellen auch nicht; sie gleichen im ganzen mündlichen Erzählungen, den Erzählungen eines scharfbeobachtenden, vielerfahrenen Mannes mit reichem Gemütsleben, und überragen durch die Fülle und die Feinheit des Details, die Bestimmtheit der Lokalität, den Reichtum an ungesuchter Stimmung, durch innere poetische Wärme und zuletzt durch lebenswahre Charakteristik auch die beste Belletristik in dem Maße, daß man doch nicht anders kann, als sie als wesentlich poetische Erzeugnisse zu bezeichnen,

die eben nur einer strengeren Form, eines dramatischeren Aufbaus ermangeln, um Meisterwerken wie Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ und seiner „Heiterethei“ an die Seite gestellt zu werden. Dessen Realismus, nicht dem sg. poetischen der Freytag und Reuter, die dem Leben immer noch Gewalt anthun, gleicht der Klaus Groths unbedingt, so verschieden der Dithmarscher sonst auch von dem Thüringer ist. Und im ganzen erreicht der Dithmarscher doch auch hier wieder, wie im „Quickborn“, die typische Geltung für ganz Niedersachsen, obschon alle seine Stoffe spezifisch-dithmarsisch sind. Daher war es ein Unrecht, seine „Vertelln“ über denen Reuters ganz zu vernachlässigen, wenn dieser auch die glänzenderen Erzählereigenschaften und einen üppigeren Humor besaß. Die in unserm Jahrzehnt neuentstandene „Heimatkunst“ steht, wohl, ohne daß sie es weiß, ganz und gar auf dem Boden Klaus Groths, und so ist immerhin zu hoffen, daß sich auch für Klaus Groths Erzählungen die „Liebe“ finden wird, die nötig ist, wenn man sie ihrem vollen Werte nach erkennen nnd schätzen lernen soll. Frisch sind sie noch immer und werden es noch

sehr lange bleiben und selbst, wenn sie nicht mehr unmittelbare Wirkung haben können, eine so große kulturhistorische Bedeutung behalten, wie kaum etwas anderes, was auf niedersächsischem Boden geschrieben worden ist.

---

## XI.

Bereits 1854 waren die ersten hochdeutschen Gedichte Klaus Groths, „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“, Müllenhoff gewidmet, erschienen. In der Zuschrift sagte der Dichter: „Sie sind fast ohne Ausnahme gleichzeitig mit dem Quickborn entstanden, teils aus den allgemeinen Formstudien, die das Werk erheischte — und manches scheinbar einfache Stück wird vielleicht jetzt kaum verraten, welche Aufgabe ich mir dabei gestellt —; teils indem Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck suchten, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Recht kommen konnten. Den reichern Teil meines Stoffes zog natürlich der Quickborn an sich. Daher auch der Titel Paralipomena, was sie in der That sind.“ Der Dichter wollte durch die Herausgabe

der „Hundert Blätter“ die belehren, die „den Quickborn wohl für eine Art Naturprodukt halten und meinen, er sei mir nur so aus der Hand gefallen“. Die Kritik begnügte sich zu konstatieren, daß die Poesie der „Hundert Blätter“ nicht an die des „Quickborns“ heranreiche, die Litteraturhistoriker schrieben es bis auf diesen Tag nach, eine gründliche Prüfung der hochdeutschen Lyrik Klaus Groths aber schenkten sie sich.

Es ist klar, daß die hochdeutsche Lyrik die Einflüsse der Dichter, die auf die Entwicklung Klaus Groths eingewirkt haben, deutlicher verraten muß als die plattdeutsche. Goethe, Heine, Platen, Hebbel dürften hier vor allem zu nennen sein, doch immer klingt durch den fremden Ton auch ein eigener hindurch. Statt der Abhängigkeit von Hebbel könnte man wohl auch Verwandtschaft annehmen; wenn Groth dichtet:

„So bricht mir oft ein banger Laut
Aus stiller Brust hervor:
Und gäb es nichts, wovor mir graut —
Vor diesem graut dem Ohr“,

so klingt das zwar ganz Hebbelisch, aber man darf nicht vergessen, daß der Altersunterschied der

beiden Dichter nur sechs Jahre beträgt und beide desselben Stammes, in denselben Verhältnissen aufgewachsen sind. Mag Klaus Groth, gegen Hebbel gehalten, immer die weichere Natur sein, die Neigung zum Einbohren in die eigene Seelenwelt, wie sie in Gedichten wie „Bitte" („Einen einz'gen vollen Becher"), „Könnt' ich bis zum Grund der Seele tauchen" hervortritt, könnte auch er recht gut als Erbschaft seines Stammes empfangen haben. Goethe gleicht er nur in dem Streben nach Schlichtheit seiner Lieder, von Heine übernimmt er im Liede wie im Sonett (Freskosonett) bisweilen den Ton, nie den Geist, von Platen hat er formell gelernt, die Unlebendigkeit seiner Dichtung jedoch recht wohl erkannt. Eine ganze Reihe von Gedichten der hundert Blätter sind aber schon voll selbständig, einzelne so vollendet, daß man gar nicht bestreiten darf, Klaus Groth würde, wenn er, anstatt mit Heimat und Volkstum so eng verwachsen zu sein, sich von ihm hätte lösen können (eine unmögliche Annahme freilich), auch ein großer hochdeutscher Lyriker geworden sein.

Das berühmteste aller hochdeutschen Gedichte Klaus Groths ist das von Johannes Brahms

komponierte „Regenlied“, schon in den ersten fünfzig der hundert Blätter enthalten, ein lyrisches Meisterstück. Trotzdem es bekannt genug ist, darf es hier doch nicht fehlen:

„Walle, Regen, walle nieder,
Wecke mir die Träume wieder,
Die ich in der Kindheit träumte,
Wenn das Naß im Sande schäumte;

Wenn die matte Sommerschwüle
Lässig stritt mit frischer Kühle,
Und die blanken Blätter tauten
Und die Saaten dunkler blauten.

Welche Wonne, in dem Fließen
Dann zu stehn mit nackten Füßen!
An dem Grase hinzustreifen
Und den Schaum mit Händen greifen.

Oder mit den heißen Wangen
Kalte Tropfen aufzufangen,
Und den neu erwachten Düften
Seine Kinderbrust zu lüften!

Wie die Kelche, die da troffen,
Stand die Seele atmend offen,
Wie die Blumen, düftetrunken
In den Himmelstau versunken.

Schauernd fühlte jeder Tropfen
Tief bis in des Herzens Klopfen,
Und der Schöpfung heilig Weben
Drang bis ins verborgne Leben. —

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke meine alten Lieder,
Die wir in der Thüre sangen,
Wenn die Tropfen draußen klangen!

Möchte ihnen wieder lauschen,
Ihrem süßen, feuchten Rauschen,
Meine Seele sanft betauen
Mit dem frommen Kindergrauen."

In die „Hundert Blätter" ist Klaus Groths persönliche Erotik hinübergeflossen — im „Quickborn" gewann die Erotik, wie erwähnt, stets volksliedartigen Klang. Charakteristisch ist etwa das folgende Gedicht:

„Es hing der Reif im Lindenbaum,
Wodurch das Licht wie Silber floß;
Ich sah dein Haus, wie hell im Traum
Ein blitzend Feenschloß.

Und offen stand das Fenster dein,
Ich konnte dir ins Zimmer sehn —
Da tratst du in den Sonnenschein,
Du dunkelste der Feen!

Ich bebt' in seligem Genuß,
So frühlingswarm und wunderbar:
Da merkt' ich gleich an deinem Gruß,
Daß Frost und Winter war."

Die „Gesammelten Werke" enthalten im Anschluß an die „Hundert Blätter" auch die Gedichte Klaus Groths an seine Frau, und dadurch hat die Liebeslyrik des Dichters eine große Bereicherung erfahren. Es sind meist kleine Stücke, Augenblicksverse, aber viele von unmittelbarer, schlichter Schönheit:

„Wo dein Fuß gegangen,
Wo gehaucht dein Mund,
Wo dein Blick gehangen:
Da ist heil'ger Grund.

Geh ich jetzt alleine,
Wo du je gewallt,
Seh' ich immer deine
Weihende Gestalt."

Oder:

„Ich wandere einsam,
Dann ahn' ich dich,
Es rauscht im Baume,
Dann hör' ich dich.

Ich schließ die Augen,
Dann auch im Traum
Hör' ich dich flüstern
Wie Laub am Baum."

Überhaupt ist aus dem verschwiegenen Pult des Dichters noch so Mannigfaltiges zu den hochdeutschen Gedichten Klaus Groths hinzugekommen, daß es sich empfehlen würde, von den alten „Hundert Blättern" ganz abzusehen und eine neue Ausgabe der hochdeutschen Gedichte in ganz neuer, etwa chronologischer Anordnung zu schaffen.

Vor allem bedeutend ist der hochdeutsche Dichter Klaus Groth als Sonettist; ich stehe nicht an, ihn als solchen neben die größten deutschen zu stellen, er hat in dieser Form alles geschaffen, was darin zu schaffen ist. Wie der „Volksdichter" gerade auf das Sonett verfiel, läßt sich aus dem Gesetz des Gegensatzes wohl sehr einfach erklären. Zum Überfluß hat's der Dichter auch noch selber gesagt:

„Im engen Maß beschränkender Sonette
Beweg' ich mich mit sicherndem Behagen,
Dem Vogel gleich, der lange sie getragen
Und nicht mehr fühlt am zarten Fuß die Kette.

Wohl, wenn ich noch die leichten Schwingen hätte,
Den freien Flug in Liederlust zu wagen,
Dann sollt' es mich bis in die Wolken tragen,
Bis zu des Herzens tiefverborgner Stätte.

Es wandelt gern die engen Gartenräume
Ein müder Fuß und täuscht die innre Schwäche
Stets wieder wandelnd die vertrauten Wege.

Gesichert durchs beschränkende Gehege
Beschaut der freie Blick die weite Fläche
Der lauten Welt im Rahmen stiller Bäume."

Ich setze noch eine Reihe der schönsten Sonette hier und überlasse dem Leser selbst das Urteil.

## Heimweh.

Kein Blümchen blüht vereinsamt hier am Strande,
Es spricht zu mir und meldet stille Grüße
Und flüstert mir die wehmutvolle, süße
Erinnrung zu aus meinem Vaterlande.

Das arme hier im dunkelen Gewande,
Es sieht mich an, als ob es mit mir büße,
Wo blindlings treten harte, fremde Füße
Am öden Weg, im fremden dürren Sande.

Ich kenne dich, du Hälmchen, spar' dein Nicken!
An jenem Platze — gelt? — da war es lieber!
Da konnte keine fremde Hand dich knicken.

Vergißmeinnicht? Grüß Gott! ich muß vorüber!
Verfolgt mich nicht mit euren blauen Blicken!
Die Seele wird mir trüber, immer trüber.

## An meine Tante Christine.

Wenn ich am Knabenspiel mich satt genossen,
Dann hört' ich in der süßen Dämmerstunde
Geschichten wunderbar aus deinem Munde,
Bis Traum und Wachen ineinander flossen.

So hast du meine Seele aufgeschlossen
Und Poesie gesät und Lebenskunde,
Und sollten Blüten wachsen auf dem Grunde,
Aus diesem Samen wären sie entsprossen.

O konntest du nicht bleiben, sie zu warten?
Es wuchern in den Beeten wilde Ranken,
Die besten Pflanzen knickten Stürme nieder.

Du sätest einen vollen Blumengarten,
Doch wuchsen auf den himmlischen Gedanken
Nur einzeln, spärlich trübe, dunkle Lieder.

---

Das Wissen ist dem Künstler ganz entbehrlich,
Wie Steine dient es höchstens noch als Ballast.
Man zimmert jetzt aus Kautschuk einen Palast,
Solider Grund und Mauern sind beschwerlich.

Man sieht es an Homer und Goethe klärlich,
Wie das Genie das Rechte überall faßt,
Wie's garnichts weiß, und doch der Sinn zum Schall paßt,
Wie's garnichts lernt, und dennoch zunimmt jährlich.

Es soll die Kunst des Lebens mild verklären —
Die erste Kunst des Künstlers ist, zu leben,
Und nicht den Kopf mit Grübeln zu beschweren.

Die zweite: auch den Leser zu erheben,
Das heißt: womöglich seine Wurst verzehren,
Und aufgeblas'ne Därm' ihm wiedergeben.

## Fanciulletta.

Du bist noch gar zu jung und unerfahren!
Du lernst noch Einmaleins und Tausend zählen,
Und von der Mutter, weißen Flachs zu strählen
Und süße Frucht dem Winter zu bewahren.

Wie kämest du in deinen Kinderjahren
Zu der Vermessenheit: ein Herz zu stehlen,
Ein Männerherz sirenenhaft zu quälen,
Den Fels zu fesseln mit den Lockenhaaren!

Du sitzest vor dem Buche wie ein Bübchen,
Und vor der Mutter wie vor dir dein Hündchen —
Ich lege kühn die Hand dir auf die Locken.

Doch kaum mit dir allein — bin ich erschrocken!
Es lacht der Schelm dir aus den Wangengrübchen
Und kühner Witz, erwachsen, dir ums Mündchen.

---

Geschmückte Scharen wandeln längst den Steigen,
Wo Ulmen schattig hohe Äste strecken;
Von Seide blitzt und rauscht es aller Ecken,
Beblümte Hüte heben sich und neigen.

Ich schlendre in Gedanken fort und Schweigen;
Mich locken blühende Syringenhecken,
Der Rinder Herden, die im Gras sich strecken,
Und Vogelsang aus unbemerkten Zweigen.

Doch kommt dein leichter Hut von fern gezogen —
Und ach! wer schaut ihn nicht, auch in der Ferne?
Und kennt ihn nicht an diesem eignen Nicken?

So möcht' ich wenden mit den trunknen Blicken
Und folgen durch die kalten Menschenwogen
Wie ein Pilot dem heimatlichen Sterne.

## Abendruh.

Ich sehe Rauch aus fernen Hütten steigen,
Er wallet ruhig aus den stillen Bäumen;
Der Abend haucht ihn an mit goldnen Säumen,
So steigt er auf im allgemeinen Schweigen.

Aus weiter Ferne hör' ich nur den Reigen,
Er kommt herab, wie aus den Wolkenräumen,
Und stirbt dahin, wie Weh, in süßes Träumen,
Ein Abendsegen mild und wundereigen.

Und mit den Wolken wallen die Gedanken
Und schweben mit den Tönen die Gefühle
Hinauf, hinunter wie die Wipfel wanken.

Auf Engelsschwingen nach des Tages Schwüle,
Wenn alle Wünsche tief in Ruh versanken,
Erhebt sich sanft ein Hauch der Abendkühle.

## Morgenlicht.

Ein stiller Rauch von tiefer Himmelsbläue
Entwirbelt schon den grün belaubten Zweigen,
Die Morgennebel heben sich und steigen,
Die Welt erwacht und lebt und liebt aufs neue.

Es naht die Sonne, daß sie Perlen streue
Auf Blumen, die im Tau die Häupter neigen;
Die Vögel prüfen ihren alten Reigen,
Der junge Tag ist da in alter Treue.

Auch meine Seele hebt sich aus den Träumen:
Der Nebel weicht der frischen Morgenhelle
Und wallt dahin in goldnen Wolkensäumen.

Und neues Leben fließet Well' auf Welle
Mit jedem Tone aus den grünen Bäumen,
Wie junges Licht aus ew'ger Sonnenquelle.

Klaus Groth hat die Sonettform auch benutzt, um seine Weltanschauung niederzulegen, überhaupt muß man, wenn man sein geistiges Leben kennen lernen will, sich vor allem an die sehr zahlreichen Sonette halten. Der schon öfter erörterten Frage, was sie in deutscher Kunst überhaupt sein können, will ich hier nicht nahetreten; so viel ist sicher, daß die Form vielen unserer großen Dichter, Goethe, Hebbel, zu Zeiten Bedürfnis gewesen ist.

Daß Klaus Groth trotz seiner hochdeutschen Gedichte der Dichter des „Quickborns" bleibt, versteht sich von selbst. Aber etwas mehr Aufmerksamkeit, als sie bisher gefunden haben, verdienen die hochdeutschen Gedichte doch, um ihrer selbst, um der Entwicklung und litterarischen Stellung des Dichters willen.

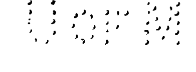
---

## XII.

„Mir war es wohl bewußt,“ schreibt Klaus Groth in einem seiner autobiographischen Aufsätze*), „daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seine Geburtsstellung emporzuarbeiten. Meine gelehrten Freunde ausgenommen, die mich durchweg als ihresgleichen behandelten und nicht die schmerzende Sonde in mein Inneres hinabsenkten, betrachteten mich alle als einen Gegenstand der Neugier, die sie oft durch gar unzarte Fragen und Äußerungen befriedigten. Dies hat mich mehr gereizt und empört, als mir jemals eine Schmeichelei wohlgethan. Fast jeder hatte sich im Vorwege von mir ein Bild gemacht, und ich bekam es fast immer mehr oder weniger unfein zu hören, daß ich diesem Bilde nicht entsprach. Schon meine äußere Erscheinung gab dazu Veranlassung, und ich ärgerte mich darüber. Weiß Gott, warum jeder sich gedacht hatte, ich müsse aussehen wie ein kleiner, dicker, behäbiger

*) Es sind außer den „Lebenserinnerungen“, nach Erzählungen des Dichters von Eugen Wolff herausgegeben, verschiedene in der „Gegenwart“ und neuerdings „Wie der Quickborn entstand“ in der „Deutschen Revue“ veröffentlicht worden. Zu nennen ist hier auch noch die wichtige Schrift über „Mundarten und mundartige Dichtung“ (1873).

Bauer. Nun aber bin ich über gewöhnliche Manneslänge, schmal, mit lebhaften Farben im Gesichte. „Also so sieht er aus“, rief es aus einem Haufen Studenten laut, als ich zum erstenmal einem Trupp begegnete, und ich konnte es nicht lassen, ihnen meinen Aerger zu äußern. Schlimmer stand's ums Innere, wo jedermann noch mehr getäuscht war. Wie oft trug mir jemand, mit großem Wohlwollen und Behagen mich belehrend, Dinge vor, die ich schon zwanzig Jahre vorher gewußt und längst wieder überwunden hatte. Und das Erstaunen, wenn zufällig zu Tage kam, ich sei in der Sache bewandert, war mir ebenso unangenehm.“ Ich führe diese Stelle an, weniger, um auf die Unbequemlichkeiten der Berühmtheit aufmerksam zu machen, als um die Stellung des Dichters zur Welt zu charakterisieren. Ein Wundertier und zugleich ein dummer Kerl, der nichts gelernt hat (denn hätte er was gelernt, so brauchte er doch nicht zu dichten, d. h. nach der Anschauung der Leute auf dem Seile zu tanzen), das ist er noch immer auch für die sogenannten Gebildeten, und so trampeln sie ihm auf den Nerven herum und wundern sich, wenn er



zuletzt grob wird, und schreien, er sei unglaublich eitel, ja, er habe den Größenwahn. Nun, Klaus Groth hat seinen Humor darüber nicht verloren und, was mehr sagen will, ein offenes, warmes Herz behalten. Als Beweis dafür darf ich wohl anführen, daß er im Jahre 1888 meine Gedichte in der „Kieler Zeitung" ausführlich anzeigte, ohne daß ich ihn darum gebeten und er mich kannte, und daß er sieben Jahre später meine Frau und mich aufs freundlichste aufnahm, obgleich ich ihm für jene Anzeige kaum gedankt hatte und noch keineswegs der „gefürchtete Kritiker und erfolgreiche Verfasser der ‚deutschen Dichtung der Gegenwart'" war, der ich heute nach der Versicherung der Leute, die etwas von mir wollen, bin. Ich habe die Persönlichkeit des Dichters in voller Übereinstimmung mit seinen Werken und damit meine alte Überzeugung bestätigt gefunden, daß sich Mensch und Dichter allezeit entsprechen, was auch Oberflächlichkeit, Verständnislosigkeit und Böswilligkeit über diesen Punkt zu äußern sich erdreisten.

In der Hauptsache kann Klaus Groth, wenn er an seinem achtzigsten Geburtstage auf seinen Lebensweg und seine Dichterlaufbahn zurückblickt,

zufrieden sein. Leicht ist es ihm zwar nicht geworden, aber der Erfolg hat doch im ganzen die Mühe gelohnt. Der „Quickborn“ hat achtzehn Auflagen erlebt, die um so höher anzuschlagen sind, als sie seit 1860 ganz still nach einander hervortraten, und die „Gesammelten Werke“ des Dichters dringen zur Zeit langsam in immer weitere Kreise. Die Litteraturgeschichte freilich ist, wie schon bemerkt, in der Würdigung des Dichters etwas zurückgeblieben (obschon es doch Ausnahmen wie das Urteil Adolf Sterns in seiner „Geschichte der neueren Litteratur“ giebt), aber die eigentliche Geschichte der deutschen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts, die auf einer gründlichen Aktenrevision ruht, ist ja auch noch nicht geschrieben. Geschieht das eines Tages, so wird Klaus Groth seinen Platz unter den großen deutschen Lyrikern unbedingt erhalten; man wird vielleicht sagen, er sei der norddeutsche Uhland, denn mit diesem Dichter hat er ja die Schlichtheit des lyrischen Tones, die Begabung für die Ballade, auch als Persönlichkeit, in seinen Studienneigungen z. B. manches gemein. Jedenfalls ist er einer der großen Stammesdichter, die in unserem Jahrhundert

die Felder bebauten, die die klassische Dichtung zwar schon in ihre Grenzen einbeziehen konnte, aber noch brach liegen lassen mußte; trotz seines Dithmarschertums kann er als der poetische Repräsentant ganz Niedersachsens gelten, des niedersächsischen Gemütes, das an der heimischen Erde so zähe haftet, wie das kaum eines anderen deutschen Stammes.

So steht er vor allem vor den Augen von uns Jüngeren, die wir uns eine Zeitlang von der Heimat losgelöst zu haben glaubten und nun längst bereuend zu ihr zurückgekehrt sind: Die Augen in die Vergangenheit gerichtet, die schöner und reicher war als die Gegenwart, die noch ein ungebrochenes Volkstum, ein eigenartiges Volksleben kannte, und sie mit unendlicher Liebe umfassend und alles aus ihr herausholend, was groß und stolz, was treu und wahr, was zart und lieblich, was seltsam und eigen war, und es vor unsern erstaunten Blicken ausbreitend, reines und lauteres Gold der Poesie. Das kommt nicht wieder, sagen wir uns, und doch, es lebt ja, lebt ja im Sonnenschein der Dichtung, lebt für uns, lebt für alle Zeiten. Und dann: Wald und Feld, Heide und Moor, Marsch und

Meer der geliebten Heimat sind doch auch noch da, und das Blut der Väter fließt auch in unseren Adern — nein, so wie es gewesen, wird es nicht wieder, aber es kann etwas anderes kommen, das deutsche Stammestum kann noch einmal aufleben, das Stammesgefühl wieder allgemein lebendig werden, nicht mehr unbewußt und eng, nein, bewußt, groß und frei wirken, gehoben durch das deutsche Nationalgefühl, sein mächtiger, unzerstörbarer Untergrund. Wenn dann auch die deutsche Dichtung reicher wird denn je, hundert Töne eine Harmonie, dann wird vielleicht ein später Enkel nochmals die Züge Klaus Groths tragen und dem großen Ahnen über ein Jahrhundert weg die Hand reichen.

---

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

seinem völlig selbständigen Urteil durch keine Parteinahme verwirren zu lassen ... eine bei aller Kürze so gründliche Übersicht der dichterischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts in Deutschland dürfte sich sonst kaum finden ..." **(Neue preußische [Kreuz-] Zeitung.)**

„Der Verfasser, selber nicht ohne dichterische Begabung als Lyriker und Dramatiker thätig, ist vor allem ein gebildeter Mann. Sein Wissen und seine Belesenheit übertreffen an Umfang den Geistesbesitz der meisten Kunstrichter, an denen unser Tagesschrifttum krankt, sie geben seinem Urteil sichere Verständigkeit und Klarheit." **(Tägliche Rundschau.)**

„Es spricht eine frische, gesunde und eigenartige Natur daraus (aus dem Buche), mit der man sympathisieren kann, wenn man auch nicht mit allem einverstanden sein mag, was da gesagt wird." **(Germania.)**

„Eine Studie, wie die vorliegende, ist ein vortrefflicher Führer für Tausende, um aus dem Labyrinth der zeitgenössischen Produktion und Kritik heraus einen übersichtlicheren und freieren Standpunkt zu gewinnen."
**(Dresdner Journal.)**

„Das Bartelssche Buch lehrt die Vergangenheit verstehen; wer es liest — es ist so anziehend geschrieben, daß man öfter und gern zurückkehren wird — hat für alles Kommende sicheren Blick, festeres eigenes Urteil und gewinnt größere Unabhängigkeit von der flatterigen, götzendienerischen und unmoralischen Kritik mancher — und auch großer — Zeitungen."
**(Freiburger Zeitung.)**

„So wird man denn das Buch vor allem denjenigen, die sich rasch in der modernen Litteraturgeschichte orientiern wollen, empfehlen können, denn es enthält gerade das nötige Material in trefflicher Anordnung und in frischer Darstellung." **(Berner Bund.)**

„Wie fein Bartels die einzelnen Dichter ihrem Wesen nach erkennt, das ist für jeden, der sich für moderne deutsche Litteratur interessiert, ein wahres Vergnügen. Und dazu die Klarheit des Urteils, das oft in wenigen Sätzen so treffend charakterisiert, daß man voll freudigen Erstaunens innehält, um nur die sich zudrängenden Gründe der Beistimmung zu ordnen."
**(Baseler National-Zeitung.)**

„Eins macht die Lektüre des Buches zu einem Genuß: Der Verfasser verurteilt nicht, sondern müht sich zu verstehen ... Seine persönliche Stellung zu all dem ist eine sehr gesunde." **(Der Protestant.)**

„Le détail est excellent: le jugement ... est sûr et pur ... C'est ce qui a été écrit de meilleur sur ce difficile sujet."
**(Revue universitaire.)**

„Bei seiner ungeheuren Belesenheit, seinem großen Talent, die Spreu von dem Weizen zu sichten, und seinem außerordentlich feinem Geschmack gelingt es dem Autor, seine Leser zu seiner Ansicht zu bekehren, und unserer Gegenwart dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie wenn er ein Litterarhistoriker des zwanzigsten Jahrhunderts anstatt des neunzehnten wäre."
**(New-Yorker Staatszeitung.)**

„Man darf wohl von jedem deutschen Prediger eine Bekanntschaft mit der jüngsten deutschen Dichtung verlangen, und zur Einführung in dieselbe eignet sich das Buch von Bartels vortrefflich."
**(Deutsch-Amerikanische Zeitschrift für Theologie u. Kirche.)**

